Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Feiertagen. Abonnementpreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnent 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit der illustrierten Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1886 unter Nr. 769.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4 gespaltete Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Zum bevorstehenden Quartalswechsel erlauben wir uns, zum Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

nebst der wöchentlich erscheinenden **Gratisbeilage**

„Illustriertes Sonntagsblatt“

einzuladen.

Der Standpunkt unseres Blattes ist bekannt. Es steht auf dem Boden des unabweisbaren Rechtes. Die Erforschung und Darlegung der Wahrheit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist seine einzige Aufgabe. Als treuer Berater und Streiter für die Verbesserung und Ausgleicung der Klassenverhältnisse ist das „Berliner Volksblatt“ ein entschiedener Gegner jeder Politik, die ihre Endziele in der Bevorzugung einzelner, heute schon bevorzugter Gesellschaftsklassen findet.

Das „Berliner Volksblatt“ sucht seine Aufgabe durch sachliche Behandlung der politischen als auch der Tagesfragen zu erfüllen. Die gleichen Grundsätze leiten uns bei Besprechung unserer städtischen Angelegenheiten.

In unserm täglichen **Feuilleton** haben wir mit der Veröffentlichung des berühmten sozialpolitischen Romans

„Sybil“ von Disraeli,

der für unsere Leser von

Natalie Liebknecht

übersezt worden ist, bereits begonnen.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang dieses überaus spannenden und lehrreichen Romans gratis nachgeliefert.

Der **Abonnementpreis** beträgt für das ganze Vierteljahr 4 M., monatlich 1,35 M., wöchentlich 35 Pf. Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expediteuren, sowie von der Expedition unseres Blattes, **Zimmerstraße 44**, entgegengenommen.

Für außerhalb nehmen sämtliche **Postanstalten** Bestellungen an.

Die **Redaktion und Expedition** des „Berliner Volksblatt“.

Deutschland als Industriestaat.

Wie sehr auch auf den Ausstellungen und bei ähnlichen Gelegenheiten die deutsche Industrie verherrlicht zu werden pflegt, so ist es doch eine Thatsache, daß die deutsche Industrie in vielen Beziehungen hinter der Industrie anderer Staaten, resp. Nationen zurückgeblieben ist. Man betrachtet als die fünf Industriestaaten, die am weitesten vorgeschritten sind, England, Frankreich, Deutschland, die Vereinigten Staaten

von Nordamerika und Belgien; es sind dies auch diejenigen Länder, in denen sich die gegenwärtig immer noch herrschende ökonomische Krisis am stärksten fühlbar gemacht hat.

Das Arbeitsamt der Vereinigten Staaten hat kürzlich eine vergleichende Untersuchung über die Verhältnisse dieser fünf Länder veröffentlicht, die sehr interessante Dinge enthält. Wir erfahren zunächst, daß, was Arbeitereinkommen und Lohnhöhe anbelangt, die Vereinigten Staaten den ersten Rang einnehmen, dann kommt Großbritannien, dann Frankreich, dann Belgien und zuletzt Deutschland. Uns ist das nicht neu; wir legen nur Werth darauf, daß es wieder einmal amtlich konstatiert wird.

Bekanntlich ist ein Hauptargument der deutschen Industriellen gegen eine kräftige Arbeiterschutzgesetzgebung die Behauptung, daß die deutsche Industrie konkurrenzunfähig würde, wenn sie höhere Löhne zahlen und die Arbeitszeit verkürzen müßte. Sogar bei den Schutzvöllen wurde seinerzeit behauptet, sie seien deshalb nothwendig, weil in den konkurrierenden Staaten billiger gearbeitet würde. Nach den Aufstellungen des amerikanischen Arbeitsamtes, das kein Interesse hat, die Unwahrheit zu sagen, ist dies Alles eitel Klunkerlei gewesen. Es ist im Gegentheil ausdrücklich konstatiert, daß in Deutschland die Produktionskosten die geringsten sind. Wenn es in Deutschland Industrielle giebt, die nur konkurrenzfähig sind, wenn sie chinesische Löhne zahlen, so ist es unserer Ansicht nach gar kein Unglück, wenn diese verschwinden, um einer solideren Produktion Platz zu machen. Denn eine Industrie mit so niedrigen Löhnen ist kein Vortheil mehr für ein Land, sondern ein Unheil, dessen Wirkungen in ökonomischer wie in sanitärer Beziehung geradezu unberechenbar sind.

Unsere sozialpolitischen Geheimräthe haben es immer sehr ernst genommen, wenn ihnen die Industriellen vorredeten, diese oder jene Maßregel zum Schutze der Arbeiter würde die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie verringern. Es gab aber auch Kommerzienräthe, die sich gebardeten, als müßten sie Bankrott machen, wenn sie nur fünf Pfennige pro Woche mehr an Lohn für den Mann zahlen sollten. Wer die Arbeiterverhältnisse in Sachsen, Schlesien, Thüringen, Franken, Hessen und in einem Theil von Württemberg kennt, der weiß, daß man im Ausland unmöglich weniger Lohn zahlen kann, als dort gezahlt wird. Wurde doch erst vor einiger Zeit hervorgehoben, daß die sächsische Textilindustrie durch die massenhaften Veranzüge über böhmischer Rädchen, die fast umsonst arbeiten, Erfolg über die englische errungen habe, weil die letztere durch die alten und mächtigen Arbeiterverbindungen Englands gehindert sei, ohne weiteres die Löhne herabzusetzen. Und doch erhebt sich in Deutschland, sowie vom Normalarbeitstag und dergleichen die Rede ist, sofort das Geschrei von der gefährdeten Konkurrenzfähigkeit. Ohnehin giebt es noch

Industrien, die durch ihre wohl dressirten Handelskammersekretäre der Welt verkündet lassen, die deutsche Konkurrenzfähigkeit sei schon gefährdet, weil man in Deutschland jetzt zu hohe Löhne zahle!!

Dazu kommt, wie das amerikanische Arbeitsamt feststellt, daß auch die Anwendung von Maschinen in Deutschland verhältnismäßig die geringste ist. Großbritannien und Amerika stehen hierin obenan. Man weiß, daß unsere Industriellen, soweit sie immer nur können, die Hausarbeit ausnützen. Dort ist die behördliche Aufsicht eine schwierige Sache; die Kinderarbeit und die Heranziehung der ganzen Familie kann bis ins Ungeheuerliche ausgedehnt werden und so sinken die Löhne in der Hausarbeit schon ganz von selbst auf ein chinesisches Niveau. Man denke an die Handweberei, an die Konfektionen, an die Schuhmacherarbeit für große Schuhwaarengeschäfte u. s. w.

Aus diesen Dingen ergibt sich ganz von selbst, daß beim deutschen Arbeiter die Kosten für den Lebensunterhalt am geringsten sind, seine Lebenshaltung die niedrigste ist, obgleich in Bezug auf den Volkunterricht Deutschland unter den fünf Industriestaaten den dritten Platz einnimmt. Die Intelligenz und das Wissen allein können aber nicht gegen unerbittliche und eiserne ökonomische Gesetze auskommen.

Dann aber kommt noch eine Hauptsache: in Bezug auf Intensivität und Produktivität der Arbeit nimmt Deutschland wiederum den letzten Platz ein; Großbritannien und die Vereinigten Staaten, welche die höchsten Löhne zahlen, stehen auch hier an der Spitze. Das ist ganz natürlich, und ein industrielles System, das auf möglichst geringe Löhne hinarbeitet, trägt die Strafe dafür in sich selbst. Es ist bekannt, daß die bestbezahlten Arbeiter, die ohnehin die gesündesten und kräftigsten sind, auch am eifrigsten und willigsten arbeiten und das Beste und Meiste leisten, selbst wenn ihre Arbeitszeit eine verhältnismäßig kurze ist. Das haben die praktischen Amerikaner und Engländer längst begriffen. Unsere deutschen Industriellen erscheinen dem gegenüber als die reinen Spießbürger, welche die Eierchen des Kleinbetriebs noch nicht abgeschüttelt haben; was Engländer und Amerikaner auf ihrem Wege erreichen, glauben sie durch mögliche Verminderung der Produktionskosten, durch niedrige Löhne und lange Arbeitszeit zu erzielen. Nun, diese „Herlichkeit“ wird nicht lange mehr dauern, aber sie mögen uns auch nicht mehr mit ihrer „gefährdeten Konkurrenzfähigkeit“ kommen.

Politische Uebersicht.

Zwei überraschende und doch durchaus nicht unglückliche Nachrichten bringen heute die Blätter. Laut einer in der luxemburgischen Kammer nach dem „Frankf. Journ.“ abgegebenen offiziellen Erklärung der Regierung unterhandeln

das Nachsehen; er starb nicht an gebrochenem Herzen, ging aber wieder auf Reisen und lehrte erst nach zweijähriger Abwesenheit ernst und gereifter nach England zurück.

Seine Mutter, die ihrem Liebling eine glänzende Zukunft prophezeite, hatte ihn für die politische Laufbahn bestimmt. Und sie hatte sich mit dem älteren Bruder, dem Haupt der Familie, dahin geeinigt, daß Charles Egremont bei den Neuwahlen, die der Thronbesteigung Victoria's folgten, als Kandidat für eine der Familien-Boroughs aufzutreten sollte. Es gelang ihm auch, den Gegenkandidaten, einen radikalen schottischen Krämer, aus dem Feld zu schlagen. Nach siegreich beendigem Wahlkampf, bei dem seine Mutter ihn in jeder Weise, auch durch persönliche Agitation unterstützt hatte, besuchte er seinen älteren Bruder, den er seit seiner Rückkehr noch nicht gesehen, auf dem Familienschloß, welches auf den Besitzungen der alten Abtei von Marney errichtet war und auch den Namen Marney-Abtei trug.

Das Wiedersehen der beiden Brüder nach so langer Trennung war so herzlich, als es die kühle, nüchterne Natur Lord Marney's zuließ. Von sehr ungleichem Temperament und Verstand, hatten die zwei Brüder sich eigentlich nie näher gefastanden, indeß war ihr gegenseitiges Verhältnis doch im Ganzen ein recht gutes — was hauptsächlich dem Einflusse der Mutter und, in vielleicht noch höherem Grade, dem der jungen Gattin, Lord Marney's, einer Frau von wunderbarer Sanftmuth und Herzengüte, zu verdanken war.

Zweites Kapitel.

Die Lage des Landstädtchens Marney war eine der entzückendsten, die man sich denken kann. In einem ausgedehnten Thal, an dem Ufer eines klaren, lebendigen Stroms gelegen, umgeben von Wiesen und Gärten, im Hintergrund reich bewaldete Hügel, bezaubert es den Wanderer, der die gegenüberliegenden Höhen durchstreift, so daß er oftmals stille stehen mußte, um den lieblich heiteren

*) Wahlleden, wo die Familie kraft ihres Grundbesitzes dominirenden Einfluß hatte.

Feuilleton.

[Nachdruck verboten.]

Sybil.

Sozialpolitischer Roman von Disraeli.
Uebersetzt von Natalie Liebknecht.

Buch I.

Erstes Kapitel.

Charles Egremont war der jüngere Bruder eines englischen Grafen, dessen Adel, obgleich erst drei Jahrhunderte alt, ihm doch einen Platz unter unseren höchsten und ältesten Pairs sicherte. Der Gründer der Familie war bei einem Günstlinge Heinrich VIII. Kammerdiener gewesen und hatte das Amt eines Kommissärs zur Besitzergreifung verschiedener religiöser Häuser und Anstalten erlangt. Der königliche Kommissär arbeitete so eifrig und gewissenhaft, daß mehrere dieser religiösen Häuser und Anstalten in den Privatbesitz des sehr ehrenwerthen Baldwin Greymont übergingen. Der König war von dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit seines Kommissärs entzückt, der den gelehrten Monarchen gelegentlich durch Übersendung seltener Pergamente und künstlerisch vollendeter und alterthümlicher Becher, Ringe, Kreuze u. s. w. erfreute. Baldwin Greymont kam in Günst bei dem König, er wurde in den Adelstand erhoben und hätte Minister werden können, wenn er es nicht für gut gehalten hätte, sich vor solchen gefährlichen Ehren zu hüten. Er sammelte in aller Stille Reichthümer auf Reichthümer und brachte es fertig, in jenen unruhigen Zeiten sowohl seine Reichthümer als seinen Kopf zu retten.

Die Greymont's verblieben auch unter der mehr geordneten Regierung Elisabeths in lünger Zurückgezogenheit, immerfort Schätze ansammelnd, bis ungefähr 70 Jahre nach Gründung der Familie, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, ein Greymont, der für eine Grafschaft im Parlamente saß, unter dem Titel eines Barons von Marney zur Pairchaft erhoben wurde. Ein echter Stammbaum, der den

Greymonts das blaueste Normannenblut und den Familiennamen Egremont verlieh, war bald hergestellt und in den Bürgerkriegen kämpften die Egremonts als Kavaliere auf Seiten des Königs. Als aber die wiederingesetzten Stuarts später Reigung verriethen, die geraubten Kirchengüter zurückzuerstatten, wurden die Egremonts von großer Begeisterung für die bürgerliche und religiöse Freiheit erfüllt, und gingen zu den Whigs über, was das vorsichtige Haupt der Familie jedoch nicht verhinderte, mit den entfernten Stuarts insgeheim zu korrespondiren.

Zur Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, nach dem Regierungsantritt der jungen Königin Victoria (20. Juni 1837) war England noch mitten in den Erschütterungen der Reformbewegung, welche die alten Parteiverhältnisse aufgelöst und die Volksmassen auf den politischen Schauplatz gebracht hatte.

Der Erbe des Hauses Marney, der junge Lord Marney, war 5 Jahre älter als Charles Egremont, der nach dem Tode des Vaters mit der Summe von 15 000 Lstr. abgefunden worden war, während dem älteren Bruder der ungeheure Familienbesitz zufiel.

In Allem Luxus erzogen, der Sparsamkeit nicht gewöhnt, hatte Charles Egremont ein gutes Drittel seines Erbtheils schon im Voraus verzehrt, und würde sich standesgemäß gar nicht haben erhalten können, wenn seine ihn zärtlich liebende Mutter, der er mit gleicher Liebe zugethan war, ihm nicht auf jede Weise das bittere Loos, ein jüngerer Sohn zu sein, versüßt hätte. In Eton und Oxford herangebildet, sog Charles Egremont zwar die Vorurtheile seiner Klasse ein, er hatte sich aber einen offenen, klaren Blick bewahrt, dessen Gesichtskreis durch Reisen ins Ausland erweitert wurden.

Mit 24 Jahren verliebte sich Egremont in eine reiche Erbin, die den männlich schönen jungen Mann, den Liebling zugleich der Frauen und seines eigenen Geschlechts, auch vor anderen Bewerbern sichlich auszeichnete. Allein eines Tags zeigte die reiche Erbin sich plötzlich sehr kühl, und 24 Stunden später war sie mit einem der reichsten Erben des Königreichs verlobt. Der jüngere Sohn hatte

gegenwärtig Deutschland, Frankreich, Belgien und Luxemburg über gemeinsame Maßregeln zur Unterdrückung der Streiks und der Arbeiterbewegung. Bekannt ist, daß die deutsche Regierung schon öfter versucht hat, eine neue heilige Allianz zwischen den europäischen Großmächten zu Stande zu bringen. Diese Versuche waren hauptsächlich an dem Widerstand Englands gescheitert und damit ist es vielleicht auch begründet, daß England in der obigen Mittheilung nicht genannt ist. Ueberraschend kommt die Nachricht gerade jetzt, da die letzten Monate weniger Gelegenheit zum behördlichen „Einschreiten“ geboten haben als je. Von Anfang kommenden Jahres ab soll auch in Mainz ein internationales Polizeiblatt in deutscher, französischer und englischer Sprache herauskommen, das sich insbesondere der politischen Polizei dienstbar machen soll. Als Herausgeber wird Polizeirath Traverser in Mainz genannt. — Die zweite Nachricht betrifft das Fortschreiten des Belagerungszustandes. Wie der „Kreuzzeitg.“ aus München geschrieben wird, will man in dortigen sozialdemokratischen Kreisen bestimmen wissen, daß die bayerische Regierung im Bundesrathe die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes über München beantragen werde. Als Gründe dieser Maßregel werden die letzten Sozialistenprojekte angegeben. Wir stehen an der Jahreswende, wer weiß, was das neue Jahr alles bringen mag!

Auch Berlin wird sich also entrüsten — und zwar morgen, Donnerstag, Abend 8 Uhr im Tirolisaale. Herr Dr. Karl Peters, bisher nur am Kolonialdisseis leidend, ist nunmehr auch von der Militärmuth befallen worden, gerade am Weihnachtssabend, und nicht wissend, was er thut, hat er eine Postkarte mit nachstehendem Inhalt versandt: „Vert. aulid. Berlin, 24. Dezember 1886. Hochachtungsvoll Herr! Am Donnerstag, den 30. Dezember, Abend 8 Uhr, findet im Tiroler am Kreuzberge eine öffentliche Versammlung statt, in welcher gegen die Haltung der gegenwärtigen Reichstagsmehrheit in der Frage des Armeebudgets Protest eingelegt werden soll. Außer dem Unterzeichneten werden Se. Excellenz Vize-Admiral a. D. D. Kroonius, sowie einige andere in den einschlägigen Fragen erfahrene Redner Anwesende halten. Im Auftrage des geschäftsführenden Komitees beehre ich mich, unter Hinweis auf die dringende Nothwendigkeit einer solchen patriotischen Kundgebung, Sie zu dieser Versammlung hierdurch gesiemend einzuladen und um recht pünktliches Erscheinen zu bitten. Hochachtungsvoll Dr. Karl Peters, Wilhelmstraße 40a.“ — Die Versammlung in Tiroler wird zweifellos eine große Enttäuschung hervorgerufen, vielleicht aber einen Entrüstungsturm ganz anderer Art, als ihn Herr Peters geträumt hat.

In Sachen des Reichseinkommensteuerprojekts zur Deckung der Mehrkosten, die sich aus der Militärvorlage ergeben, wird es für den Fall, daß nur die Einkommen über 12 000 M. herangezogen werden, den konservativen preussischen Landtag recht schwer werden, sich dagegen zu ereifern. Denn es ist leicht nachzuweisen, daß eine solche Steuer, abgesehen von einigen Großgrundbesitzern, weit weniger dem platten Lande, als den großen Städten zur Last fallen werde. Nicht man Preußen allein in Betracht, so würden also die zehn untersten Stufen der Einkommensteuer von 3000 bis einschließlich 12 000 M. Einkommen mit 90 bis 324 M. Jahressteuer ganz frei bleiben. Den höheren Stufen gehören in dem Regierungsbezirk Gumbinnen nur 51 Steuerzahler mit 29 016 M. Steuer, in dem Regierungsbezirk Cöslin 98 Steuerzahler mit 65 088 M. Steuer an. Die ganze Provinz Pommern, in welcher Stettin doch eine ganz erhebliche Zahl hoher Steuerzahler enthält, zählt Steuerpflichtige mit mehr als 12 000 M. Jahreseinkommen 1225, welche an den preussischen Staat 514 272 M. Einkommensteuer zahlen. In Berlin dagegen giebt es über viermal so viel solcher Steuerpflichtiger, nämlich 5185, die jetzt fast achtmal so viel Einkommensteuer zahlen, als die ganze Provinz Pommern, nämlich 4 655 684 M. Ähnlich wie in Berlin, wird es in Breslau, Posen, Königsberg, Danzig und anderen Städten stehen.

Ja, Bauer, das ist etwas anderes! Wenn Stadtverordneten-Versammlungen sich in Politik mischen, an einen oppositionellen Reichstagsabgeordneten eine Zustimmungadresse richten und ihn auffordern, in seiner dem Volke dienlichen Stellung zu beharren, dann ist sofort der Konflikt mit der Regierung da, welche den Stadtverordneten bedeutet, daß sie sich als Versammlung nur um solche politische Dinge zu kümmern hätten, welche direkt mit dem Stadtinteresse in Verbindung ständen. Nun hat kürzlich eine Stadtverordneten-Versammlung in Albrecht (Ahrimproving) eine Adresse an den liberalen Reichstagsabgeordneten v. Rehler gerichtet, in welcher das Hof der „hohen Politik“ allerdings spießbürgerlich getummelt, das Vertrauen aber wegen seiner Haltung der Militärvorlage gegenüber scharf getobt wird. Ob nun hier die Regierung auch einen Uebergriff der Stadtverordneten-Versammlung erblicken wird? Interessant wäre es, wenn die Berliner Stadtverordneten-Versammlung einen Beschluß fassen würde, in welchem die Haltung der Fortschrittspartei bei Beratung der Militärvorlage ausdrücklich gebilligt würde. Welch Geschrei würde sich in konservativen und nationalliberalen Kreisen erheben und wie

Anblick zu bewundern. Stüdtliche Täuschung, denn hinter dieser lachenden Landschaft zehnten Armuth und Krankheit an dem Lebensmarkt einer elenden Bevölkerung. Der Gegensatz zwischen dem Inneren der Stadt und ihrer äußeren Umgebung machte einen peinlichen Eindruck. Mit einer Hauptstraße, welche alle Eigenthümlichkeiten eines kleinen vom Ackerbau lebenden Marktfleckens aufwies, einiger nicht sehr eleganter herrschaftlicher Wohnhäuser (mansions), einem Gasthof und einer Börse, bestand Marney hauptsächlich aus verschiedenen engen Gäßchen mit Häuten, die aus Lehm oder unbehauenen Steinen ohne Mörtel errichtet waren, die in Folge des Alters und des schlechten Baumaterials aussahen, als wenn sie kaum zusammenhalten könnten. Die klaffenden Ritze und Löcher in der Wand ließen jeden Windstoß durchdringen, die wackligen Kamine hatten die Hälfte ihrer ursprünglichen Höhe verloren, die faulen Dachsparren waren aus den Fugen gegangen, während das Strohdach an einzelnen Stellen zerrissen war, so daß Wind und Wetter frei eindringen konnten und somit ganz ungeeignet für seinen eigentlichen Zweck, Schutz gegen das Wetter zu gewähren, wehr wie die Spitze eines Dünghaufens, als eine Hütte aussah. Vor den Thüren dieser Wohnungen und oft um sie herum liefen offene Kinnen, voll von faulen, thierischen Stoffen und Pflanzenabfällen, die Pest und Krankheit aushauchten und sich in Pfützen sammelten, während jede Art von Unrath in den Boden siderte und die Wände und den Boden der Hütte mit tödtlichem Gift tränkte. Diese elenden Baracken enthielten selten mehr als zwei Stuben, und in einer derselben war die Familie, wenn auch noch so zahlreich, zu schlafen genöthigt, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts oder Körperzustandes. In diesem Raum, an dessen Wänden das Wasser herunter läuft, dem das Licht durch das überhängende Dach entzogen wird und der selbst im Winter keinen Heiß hat, giebt die tugendhafte Mutter, in Geburtenwehen sich windend, einem neuen Opfer unserer gedankenlosen Zivilisation das Leben, umgeben von drei Generationen, deren unvermeidliche Gegenwart ihr peinlicher ist, als ihre körperlichen Leiden, in dieser heiligen Stunde der Schmerzen.

rath würde die Regierungsbehörde ihre Mißbilligung aussprechen! — Ja, Bauer, das ist ganz etwas anderes!

Herrn Stöder ist zu Weihnachten Heil widerfahren, ein veritables Schaf, der samose Schneider Grüneberg, der ein so arger Feind in dem bekannten Prozeß Stöder gewesen war, ist reuig zu dem „neuen Luther“, „der von Gott gewollten und gemachten Anomalie“ zurückgekehrt und thut dies im Inzeratenthell des „Reichsboten“ wie folgt aller Welt kund: „Durch mannigfache Urtheile und Aeußerungen, welche meine Vergangenheit betreffen und in Verbindung mit dem Herrn Hofprediger Stöder und der christlichsozialen Partei gebracht werden, veranlaßt, suche ich als allerletztes Wort, ohne all und jede Beeinflussung meiner Person, die letzte wahrheitsgetreue Erklärung abzugeben. Ich gestehe zu, daß meine feindliche Stellung gegen Herrn Hofprediger Stöder und die christlichsoziale Partei durch den menschlich innewohnenden Haß zu vielen der vorgekommenen Verleumdungen beigetragen hat, wahre Thatsachen zu entstellen und der Partei Nachtheile zu verschaffen. Ich gestehe zu, daß ich in dem Prozeß Bäder manche Thatsache in allzu scharfes Licht gestellt habe, um ebenfalls mich an Herrn Hofprediger Stöder zu veründigen; ich bereue alle diese und sonst von mir ausgeführten Pläne tief, und nehme hiermit Gelehrtheit, mein Gewissen zu reinigen und der öffentlichen Meinung davon Kenntniß zu geben. Berlin, den 8. Dezember 1886. Emil Grüneberg.“ — Thatsachen in allzuschärfes Licht gestellt zu haben — warum so schüchtern? Sollte Grüneberg am Ende denken, die Staatsanwaltschaft würde mit einem Schneider weniger Umstände machen, als mit einem Hofprediger? Nun, wie dem sei, sie haben einander wieder, die Beiden, und sind einander werth.

Vom preussischen Landtag. Der „Nat.-Ztg.“ wird geschrieben: Man erwartet die Enderfassung des preussischen Landtages für den 13. Januar. Der Haushaltsetat mit allem Zubehör wird dem Landtage sofort bei seinem Zusammentritt vorgelegt werden. Auch ist Aussicht vorhanden, daß ein großer, wenn nicht der größte Theil des sonstigen Arbeitsmaterials dem Landtage gleich nach der Eröffnung vorliegen wird. Zweifel daran, daß in der bevorstehenden Session eine kirchenvolitische Vorlage eingebracht wird, sind völlig ausgeschlossen; doch ist über den Zeitpunkt des Erscheinens jetzt noch keine Angabe zu machen.

In den Frankfurter Ausweisungen schreibt die „Frankf. Ztg.“: Der Eindruck, den die am ersten Weihnachtstage vollzogenen Ausweisungen — die heute und in den nächsten Tagen ihre Fortsetzung finden sollen — auf die Bürgerschaft gemacht haben, ist ein recht tiefer. Man mußte ja nach der Verhängung des Ausnahmezustandes auf solche Maßregeln gefaßt sein; was schmerzhaft überaus hat und peinlich empfunden wird, ist vorzugsweise die Art der Ausführung und der Umfang der Ausweisungen. Sogar die „Köln. Ztg.“ bezichtigt es als fraglich, ob man nicht besser gethan hätte, bis nach den Festtagen zu warten; wie man hier in Frankfurt die Frage unter Hinweis darauf, daß die Vorbereitungen zur Zeit der Anzündung des Weihnachtsbaumes besteht, die Ausweisungen während des Gottesdienstes den Vorgeladenen bekannt gemacht wurden, beantwortet und unter Bezugnahme auf das „praktische Christenthum“ glossirt, läßt sich gar nicht wiedergeben. Daß etwa Gefahr im Verzuge gewesen wäre, glaubt Niemand, ebenso wenig will es der Bürgerschaft, wenn sie die Namen der Ausgewiesenen prüft, in den Sinn, daß von diesen Personen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu befürchten gewesen sei. Man findet eine blutige Ironie darin, daß vielleicht dieselben Organe der Polizei, die jetzt die Ausweisungen verüben und vollziehen müssen, vor zwei Jahren der Staatsordnung am besten zu dienen glaubten, indem sie für den sozialdemokratischen Kandidaten, der morgen als eine Gefahr für die Sicherheit der Stadt das Reichbild derselben verlassen muß, ihre Stimme abgegeben haben.

Sozialistisches. Nürnberg, 24. Dezember. Zum nächstjährigen Gemeinde-Stat sind von sozialdemokratischer Seite verschiedene Bemängelungen und Anträge gemacht worden. So wird z. B. die Aufhebung der Bürger-Aufnahmsgebühren, sowie sämtlicher indirekten städtischen Steuern verlangt. Weiter wird die Streichung der bisher alle Jahre aus der Stadtkasse zur Abhaltung des dreitägigen Sedansfestes beigebenen, nicht unerheblichen Summe gefordert. Endlich wird verlangt, die Stadtgemeinde möge Schritte thun, daß ihr vom Staate sämtliche Ausgaben ersetzt werden, welche ihr für den Staat erwachsen, nicht nur in Polizeiwesen, sondern auch in allen übrigen Fächern der Verwaltung. Das Gemeindefolkollegium wird über diese Anträge bei der Berathung des Stats sich schlüssig zu machen haben. — Gotha, 26. Dezember. Die Sozialdemokraten betreiben schon eifrig die Voragitation für die nächste Reichstagswahl. In den Waldorten werden Flugblätter verbreitet, in denen Herr W. Bod hier wiederum als Kandidat aufgestellt und dessen Wahl empfohlen wird. — Merseburg, 26. Dezember. Dieser Tage sind hier abermals sozialdemokratische Druckschriften vertheilt worden.

Zu der Strafvollstreckungs-Affäre gegen den sozia-

Rebenan, in einer anderen Ecke der armseligen Kammer, liegt der Vater des kommenden Kindes von jenem Typhus ergriffen, den die schmutzige Wohnung in seine Adern eingeführt hat und zu dessen nächster Beute vielleicht das neugeborene Kind ausersehen ist. Diese durchfeuchteten Wände hatten weder Fenster noch Thüren, geeignet das Wetter abzuhalten, die Sonne hineinzu lassen oder die Ventilation zu ermöglichen. Das feuchte Strohdach hauchte Malaria aus, ebenso wie der Schmutz der Gassen und Pfützen. Das Wohnzimmer war weder geheizt noch gepflastert und da die niedrig gelegenen Häuser gelegentlich durch den Fluß überfluthet wurden und die meisten weit tiefer lagen, als die Straße und das Wasser häufig durchbrach, so war der Fußboden zu keiner Zeit besser als feuchter Lehm, in den kleine Rinnen gegraben waren, um das Wasser durch die Thüröffnung hinauszu leiten. Das Thor selbst ward dann aus seinen Angeln gehoben und auf die Erde gelegt und diente als Aussenhalt für die Kinder in dem überschnemten Heim. Diese Hütten waren nicht mit den einfachsten Bequemlichkeiten versehen und sprachen allen Regeln der Gesundheitspolizei Hohn. Vor jeder Thür konnte man einen Düngerhaufen sehen, auf dem aller möglicher Unrath aufgehäuft war, um als Dünger verwendet zu werden, so daß, wenn der Bewohner die Thüre seiner niedrigen Wohnung öffnete, in der Hoffnung, sich durch den Hauch des Sommers zu erfrischen, ihm eine Mischung von stinkenden Gasen aus rauchenden Düngerhaufen entgegenströmte.

Die Stadt Marney war ein Sammelpunkt landwirtschaftlicher Arbeiter, denn die Grundherren der Nachbarschaft hatten das System verfolgt, die Hütten auf ihren Besitzungen zu zerstören und sich von der Pflicht, ihre Arbeiter zu unterstützen, frei gemacht. Das ausgetriebene Volk zog in Dausen nach Marney, wo während des Krieges eine Fabrik ihnen einigen Verdienst geboten hatte, freilich hatten die Räder derselben aufgehört, das Wasser der Marne zu heurnruhigen. Dieser Hilfsquelle beraubt, breiteten die Hungrigen sich weiter über das Land, das sie ausgestoßen hatte.

Ihre Rückkehr in die benachbarte Gemeinde wurde mit

listischen Abgeordneten Ulrich hat das Chemnitzer Landgericht eine merkwürdige Entscheidung getroffen. Zunächst behauptet der bezügliche Beschluß, Ulrich habe doch Einwendungen gegen den Strafvollzug erhoben, und diese Einwendungen seien als „unbegründet“ zu verwerfen. Wie das Chemnitzer Landgericht zu dieser Ansicht gekommen ist, ist angesichts der Thatsache, daß der Abg. Ulrich wiederholt ausdrücklich erklärte, keine Einwendungen im Sinne des § 490 der Str.-Pr.-O. erhoben zu haben, nicht recht ersichtlich. Interessant ist nun, daß es in dem Beschluß dann schließlich wörtlich heißt: „Sollten jedoch entgegen der obigen Ansicht in dem Vorbringen des gen. Angeklagten nur Einwendungen gegen die Art und Weise der Einleitung der Strafvollstreckung enthalten sein, so würde das unterzeichnete Gericht wegen mangelnder Zuständigkeit nicht in der Lage sein, dieselben seiner Entscheidung zu unterziehen.“ Dies Urtheil wurde bereits am 13. d. M. gefällt und der Herr Staatsanwalt Schwabe hat noch keine Veranlassung genommen, seine Drohung mit Verhaftung zu widerrufen oder wahr zu machen, sodas anzunehmen ist, daß er davon abgesehen ist und die durch Artikel 84 der bheisschen Verfassung festgesetzte Immunität der bheisschen Abgeordneten anerkannt hat. Inzwischen hat der Abg. Ulrich sich entschlossen, seine Gefängnisstrafe anzutreten, doch beabsichtigt derselbe trotz dieses freiwilligen Straftritts, durch einen Beschluß der zweiten Kammer die Frage prinzipiell entscheiden zu lassen.

Der schweizerische Konsul in Philadelphia, Herr Rudolf Koradi, bespricht in seinen amtlichen Berichten auch die Arbeiterbewegung in America und zwar in folgender Weise: „Schon im vorigen Jahre (1885) kamen Arbeiterunruhen und Streiks auf den Gebieten der Eisen- und Stahlproduktion, sowie des Eisenbahnbetriebes mehrfach vor, doch erreichten sie weder damals noch früher den Umfang und die Anzahl, welche sie in den verfloffenen Monaten des Jahres 1886 zeigten und zwar nicht nur in den genannten Industrien, sondern so ziemlich auf allen Absatzgebieten der verschiedenen Handwerks- und Berufsklassen. Waren diese Störungen vielfach angehängt durch demagogische und anarchische Elemente, zum Theil hervorgegangen aus der Unzufriedenheit über den allgemeinen niederen Stand der Arbeitslöhne, welcher freilich nur den herrschenden niedrigen Preisen der gesammten Produktionsergebnisse entsprach, so waren sie doch gleichzeitig ein Beweis dafür, daß Beschäftigung für die arbeitenden Klassen ziemlich befriedigend vorhanden war, wozu natürlich der bedeutende Abfall in der Einwanderung, namentlich der Arbeiterklasse das Seine beigetragen hatte. Diese Zustände tragen gleichzeitig ein Element der Entmischung für die Einwanderung der Arbeiterklassen in sich, indem sie in vielen Kreisen selbst in denjenigen der Landesregierung, bittere Gefühle gegen die „fremden Agitatoren“ hervorgerufen haben. Bei solcher Sachlage, namentlich angesichts der unfreundlichen Stimmung der Arbeitkreise und der Organisationen des Landes gegen vermehrte Einwanderung billiger Arbeitskräfte, sind die Ausichten für Einwanderer ohne Mittel, aus dem Arbeiterstande, sowie aus den gewöhnlichen Handwerks- und Berufsarten keineswegs günstige zu nennen und es muß diesen auch jetzt noch für einstweilen entschieden abgerathen werden, ihre wenn auch noch so bescheidenen Existenzen in der Heimath aufzugeben, um eine zweifelhafte Besserung ihrer Lage in diesem Lande zu versuchen. Das Gesez betr. die Rücksendung mittelloser, erwerbsunfähiger Einwanderer, Invaliden und Verbrecher wurde auch im Jahre 1885 mit ziemlich strenger gehandhabt.“ — Der Herr Konsul steht wie eben die meisten aller seiner Kollegen auf dem erhabenen Standpunkt des gut situirten Beamten und er trägt auch gegenüber der Beurteilung von Arbeiterverhältnissen jene gefärbte Brille, durch die sich die Thatsachen anders ansehn. Er giebt den niedrigen Stand der Löhne im allgemeinen zu, spricht aber von fremden Agitatoren. Waren denn diese hunderttausende Stimmen, die kürzlich bei Bürgermeister, Repräsentanten- und bei Senatorenwahlen abgegeben wurden, auch die von fremden Agitatoren?

Verboten auf Grund des Sozialistengesetzes wurde die in der Genossenschaftsdruckerei zu Döttingen-Jülich gedruckte nichtperiodische Druckschrift, betitelt: Warum verlorst man uns? Zur Naturgeschichte des Sozialistengesetzes. Pustlamer und den Pustlamerlingen gewidmet.

Oesterreich-Ungarn.

Die deutsch-böhmischen Abgeordneten in Prag veröffentlichten ein Manifest an ihre Wähler, über dessen Inhalt folgendes Privattelegramm der „Voss.-Ztg.“ unterrichtet: Das Manifest verweist zunächst auf die Haltung der Majorität des böhmischen Landtages gegenüber den gerechten Wünschen und Beschwerden der Deutschen. Diese Haltung verlege die Ehre und Würde des deutschen Volkes und habe dessen Vertreter zum Austritt gezwungen. Diese Haltung entspringe ebenso wie der Sprachenerlaß Pragats dem Gedanken des böhmischen Staatsoberhauptes. Das Manifest rechnet auf die Zustimmung der Wählerschaft und appellirt an die Einigkeit des deutschen Volkes in Böhmen.

großem Argwohn betrachtet, ihrer erneuerten Niederlassung widersehte man sich mit dem ersinderlichsten Scharfsinn. Diejenigen, die sich ihre Arbeit zu Nutzen machten, waren sorgsam darauf bedacht, daß sie nicht Bewohner des Bodens wurden und obgleich durch die außerordentliche Konkurrenz es wenig Distrikte im Königreich gab, wo die Löhne mehr herunter gedrückt waren, so hatten die, welche glücklich genug waren, den dürftigen Lohn zu erhalten, als Zusatz zu ihrer Arbeit noch jeden Morgen und Abend einen langen beschwerlichen Weg zurückzulegen, ehe sie die Stätte ihrer Arbeit erreichen oder in die schmutzige Höhle zurückkehren konnten, die den Namen Heim (home) entweichte. In dieses Heim, über dem Malaria (home), und aus dessen zerbrockeltem Herd, außer der von Arbeit erschöpften Familie, noch andere Gäste versammelt waren, Fieber in jeder Gestalt, Typhus, Besesselsieber und die mörderische Auszehrung, in dieses todbringende Heim lehrte der tapfere, brave britische Bauer des Abends zurück, nachdem er die weiten fruchtbaren Felder des „fröhlichen alten Englands“ bearbeitet hatte — lehrte zurück, um den schlimmsten aller Krankheiten entgegen zu treten, mit einem Körper, der am wenigsten sich eignete, ihnen Widerstand zu leisten, mit einem Körper, ausgemergelt durch übermäßige Arbeit, niemals durch Fleischnahrung gekräftigt. Vom Regen durchnäßt, konnte er seine triefenden Lumpen nicht wechseln und mußte dem Wind, der die dünnen Zweige abschüttelte, für sein bischen Brennholz dankbar sein.

Die Augen dieser Unglücklichen mochten sich auf den einsamen Kirchturm richten, der in ihrer Mitte sich erhob, ein Verkünder des zeitlichen Trostes und zukünftiger Gleichheit, aber die Kirche in Marney hatte ihre christliche Sendung vergessen.

Wir haben dem Leser schon den Bilar vorgestellt, einen musterhaften Mann, der glaubte, seiner Pflicht zu genügen, wenn er jede Woche zwei Predigten hielt und seiner Gemeinde Demuth und Dankbarkeit für die Segnungen des Lebens einschärfte. Die Bewohner der Hauptstraße und der benachbarte Adel bildeten den Kern seiner Zuhörerschaft. Lord und Lady Marney, begleitet von Kapitän Grouse, kamen jeden Sonntag Morgen mit

Rußland.

Das Branntweinmonopol soll nun doch zur Einführung gelangen. Der designierte neue Finanzminister Woskresenski soll sich dem Plane zuneigen. Auch Rasoff tritt in einem Zeitartikel für das Branntweinmonopol ein, indem er den Nachweis versucht, daß dadurch die Bekämpfung der Trunksucht wesentlich (?) unterstützt werden würde.

Ueber die Fabriken an der Westgrenze schreibt die russische „Börsen-Zeitung“: In letzter Zeit beginnt man die „friedliche Eroberung“ zu beachten, die unsere Westgrenze von Seiten deutscher Fabrikbesitzer und Industrieller hat erleben müssen. Im letzten Rechenschaftsbericht des Fabrikinspektors des Warschauer Distrikts, Blumenfeld, finden sich interessante Daten in Bezug auf die Kopfzahl der Fabrikbevölkerung in 13 Fabriken des Kreises Bendin, Gouvernement Petrikau, in der Nähe der preussischen Grenze. Die industriellen Etablissements dieser Gegend sind meist von Ausländern angelegt, die mit geringen Ausnahmen selbst im Auslande leben; die Arbeiter sind meist ebenfalls Ausländer. Auf allen 13 Fabriken giebt es zusammen 3404 Arbeiter. Davon sind 2185 oder 64% pSt. Ausländer und 4219 oder 35% pSt. Russen. Sehr viele der ausländischen Arbeiter leben, indem sie das Recht des Verkehrs über die Grenze in einer Entfernung von 7 Werst mittels von der Ortspolizei verabsfolgter Legitimationskarten benutzen, beständig jenseits der Grenze, erscheinen täglich nach dem Signal der Fabrik zur Arbeit und gehen zur Nacht wieder über die Grenze. Ebenso sieht es in der Rikow'schen Papierfabrik im Kreise Belun, Gouvernement Kaschk, 3 Werst vom Jollant aus. Diese Fabrik hat gegen 500 Arbeiter, von denen gegen 400 preussische Unterthanen sind und jenseits der Grenze leben. In ihrer Bequemlichkeit ist der Schlagbaum des Jollantes für das Passiren der Grenze dicht neben der Fabrik selbst eingerichtet.

Belgien.

Das neue „Haus des Volkes“ wurde in Brüssel durch die belgische Arbeiterpartei feierlich eingeweiht. Zehntausend Brüsseler Arbeiter zogen mit rothen Fahnen und unter den Klängen der Marseillaise nach dem Nordbahnhof, um die zu dem Arbeiterkongress aus ganz Belgien entsandten Delegirten zu empfangen. Hierauf zogen sie Alle — auch eine Schaar Sozialistinnen hatte sich angeschlossen — durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Place de Davids. Vor dem Hause des Volkes machten sie Halt. Dem Generalkath der Arbeiterpartei wurde ein vergoldeter Schlüssel überreicht mit den Worten: „Bürger! Im Namen der kooperativen Bäckerei (sie stand an der Spitze des Unternehmens) und der Arbeiter-Liquen übergebe ich Ihnen den Schlüssel zum Hause des Volkes.“ Das Haus wurde geöffnet und sofort war der mächtige Sitzungssaal bis auf den letzten Platz gefüllt. Genosse Bertrand, einer der Führer, hielt die Einweihungsrede für die der Arbeiterpartei neu erworben „Festung“; insbesondere erregte ihr Schluß einen wahren Jubel. Unmittelbar darauf wurde die nicht öffentliche Kongresssitzung eröffnet. Alle Arbeiten im Hause des Volkes, das sehr große Säle, Bierlokale (in denen der Ausschank des Branntweins nicht gestattet ist), Konzert- und Theatermöglichkeiten umfaßt, sind für 10 000 Franzosen durch Arbeiter-Gesellschaften ausgeschrieben worden.

Großbritannien.

Lord Randolph Churchill ist auch in der Art, wie er seinen Rücktritt in die Öffentlichkeit gebracht hat, einen völlig neuen Weg gegangen, ohne sich um Herkommen und die üblichen Höflichkeiten zu kümmern. Sonst pflegt der Rücktritt von Ministern erst bekannt gemacht zu werden, nachdem ihre Kollegen davon unterrichtet sind, der Premierminister zugestimmt und die Königin ihre Genehmigung erteilt hat. Lord Churchill aber theilte seinen Rücktritt zuerst der „Times“ mit, ehe noch die Mitglieder des Kabinetts von dem Entschlusse Kenntniß erhalten hatten. Die „Wall Mail Gaz.“ zählt die Punkte auf, in welchen, wie sie behauptet, die Ansichten Churchills von denen Lord Salisbury's abwichen; es seien die folgenden sieben: 1) Kohlen- und Weinsteuern; Lord Churchill war für ihre Abschaffung, Lord Salisbury für ihre Beibehaltung. 2) Debatte über den Premierminister war für die „Cloture“ durch Zweidrittel-Majoritätsbeschluß, der Schatzkanzler für Entscheidung durch einfache Mehrheit; Lord Salisbury gab nach. 3) Bulgarische Frage; Churchill war für eine Friedenspolitik; Salisbury, vom Hofe beeinflusst, wollte den Fürsten Alexander nach dessen Rückkehr nach Sofia unterstützen; auch in diesem Punkte hat Lord Salisbury nachgegeben. 4) Parzellierung des Großgrundbesitzes; Churchill wünschte die Chamberlain'sche agrarische Reform, drei Acker und eine Kuh, zwangsweise durch Gesetz durchzuführen, das Ministerium war gegen zwangsweise gesetzliche Schritte; in diesem Punkte gab Churchill nach. 5) Die Kreisordnung; Churchill wollte, daß die Kreisbehörden auf demokratischer Grundlage erwählt wurden; Salisbury hielt dafür, daß eine Anzahl der Mitglieder von Amtswegen ihren Sitz darin haben und ein anderer Theil ernannt werden sollte; diese Streitfrage blieb unentschieden. 6) Irland; Churchill war gegen Zwangsmassregeln, während eine Anzahl Minister für Ergreifung von

empfehlenswerther Regelmäßigkeit und wurden in das unsichtbare Innere der weiten Loge eingeführt, welche die Hälfte der Gallerie einnahm, mit rothem Damast überzogen und mit bequemen Lehnstühlen und weichgepolsterten Gebetschemeln ausgestattet war.

Das Volk von Wurney nahm seine Zuflucht zu den Konventikeln in anspruchslosen Bauten von hellen Backsteinen mit dem Namen, Zion Bethel, Bethesda bemalt, Namen aus einem entfernten Lande und in der Sprache einer alten und verholzten Race, doch so groß ist die geheimnißvolle Macht dieser Worte, daß sie im 19. Jahrhundert den zerlumpten Formen und den gequälten Seelen der englischen Bauernschaft Trost bringen.

Wie ergeben auch der Bilar von Wurney seinen Pfarrkindern gewesen sein mochte, seine Bemühungen für ihr Wohlergehen mußten sich hauptsächlich auf geistlichen Trost beschränken. Verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie, erhielt er für seine Arbeiten den lärglichen Zehnten der Pfarrei, welcher ihm ein Einkommen sicherte, beträchtlich kleiner als das Gehalt eines Bank-Kommiss oder des Koch einer Bankiersfamilie. Der reiche Kirchenzehntel von Wurney, der sich hoch in die tausende von Pfunden Sterling belief, floß in die Taschen der glücklichen Grafen, die den Namen der Stadt trugen.

Den Morgen nach Egremonis Anfaht in der Abtei konnte man in der Hauptstraße der Stadt eine ungewöhnliche Aufregung bemerken. Vor dem Eingang des „Grünen Drachen“ war eine Gruppe von wichtigen Personen in ernster und sehr eifriger Unterhaltung; Der erste Rechtsanwält des Ortes, der Brauer, der Bilar selbst und mehrere von jenen gemächlichen Nichtsthuern, wie sie in solchen Landstädtchen in Ueberflus zu finden sind und die sich unter die Bezeichnung „zurückgezogene Gentleman“ einreihen. Kurze Zeit darauf kam ein Bedienter in der Livree der Abtei herangeloppirt und übergab dem Bilar einen Brief. Die Aufregung hatte jetzt augenscheinlich die höchste Höhe erreicht. Auf der anderen Seite der Straße, gegenüber der bedeutungsvollen und einflussreichen Gruppe, hatte sich eine zweite Gruppe gebildet, die wohl größer an Zahl, aber sehr mangelhaft in Bezug auf die Qualität war.

Zwangsmassregeln zur Bekämpfung des „Feldzugsplanes“ war; auch diese Streitfrage blieb unentschieden. Den letzten 7. Streitpunkt bildete die Streichung, welche der Schatzkanzler am Armees- und Marineetat vorgenommen wissen wollte.“ Welcher Punkt nun schließlich den Ausschlag gegeben hat, darüber streitet die Presse noch hin und her. Auch darüber, welche weitere Folgen die Krise haben werde, herrscht große Unklarheit, die auf der einen Seite in übertriebener Niedergeschlagenheit, auf der anderen Seite in den kühnsten Hoffnungen zum Ausdruck gelangt. So halten z. B. die „Daily News“ einen Uebertritt Lord Churchills zur liberalen Partei für nicht ausgeschlossen und schreiben: „Es ist möglich, daß Lord Randolph Churchill, welcher eigentlich keine konservativen Ansichten hat, zur liberalen Partei übertritt. Wir fürchten jedoch, daß in diesem Falle einige Zeit verstreichen wird, bis die Partei ihn als einen ihrer Führer anerkennt. Gladstone würde gewiß gern seine politische Freundschaft annehmen. Er ist in der Lage, über die ungeheuerliche Sprache, welche Lord Randolph von Zeit zu Zeit gegen ihn geführt hat, lächeln zu können, und wir sind gewiß, daß das Haupt des englischen Liberalismus gegen den jungen Toryführer nur von wohlwollenden Empfindungen erfüllt ist.“

Barnell soll dem Vernehmen nach überzeugt sein, daß die Lage der irischen Guts-pächter viel schlimmer ist, als sie zur Zeit der Einbringung seiner Agrarvorlage war, und zwar in Folge des seitdem fortgesetzten und weiteren Rückganges der Preise landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Der Führer der irischen Partei glaubt nicht, daß die Regierung unter den gegenwärtigen Verhältnissen irgend eine Zwangsmassregel einbringen werde (?), weil die merkwürdige und gänzliche Abwesenheit von Agrarverbrechen keinen Anlaß für eine Koerzitivgesetzgebung biete. Die Regierung wisse auch, daß die Unterdrückung der Nationalliga und der konstitutionellen Bewegung die Unzufriedenheit nur unter die Oberfläche treiben und unvermeidlicher Weise zur Bildung von Geheimbünden und der Wiederbelebung von Verbrechen führen würde, zu deren Unterdrückung das Parlament wiederholt um neue Zwangsgewalten angegangen werden mußte. — Die Pächter des Bgheldnigs von Irland, Lord Londonderry, beschloffen in einer in Newtownards abgehaltenen Versammlung, denselben zu ersuchen, den übrigen irischen Gutsbesitzern mit gutem Beispiele voranzugehen und ihre Pachtzinsen zu reduzieren; es sei ihnen unmöglich, die gegenwärtigen zu zahlen.

Die Furcht vor Dynamitattentaten scheint wiederum aufgetaucht zu sein, denn es verlautet, daß ein Rundschreiben der Regierung an die verschiedenen Hafenbehörden gerichtet wurde, worin denselben die größte Vorsicht in der Beobachtung von Passagieren aus fremden Ländern, insbesondere aus Amerika, sowie die größtmögliche Wachsamkeit bei Prüfung des Gepäcks und importirter Waaren anempfohlen wird. Auch sind Anordnungen getroffen worden, die während der jüngsten Dynamitfurchendzeit eingeführten vermehrten Wachtposten und Polizeirunden wiederum in Kraft treten zu lassen.

Balkanländer.

Der „Pester Lloyd“ schreibt heute: In Bulgarien scheinen sich Dinge vorzubereiten, von welchen die Schulweisheit der europäischen Diplomatie sich bisher nichts hat träumen lassen. Die Thatsache, daß die bulgarischen Delegirten, die man längst in Paris wählte, in Wien eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Alexander von Battenberg hatten, daß zwei derselben den Fürsten bis nach Frankfurt begleiteten, während der dritte in der Zwischenzeit in Darmstadt sich aufgehalten, wo er offenkundig dem Vater des Fürsten seinen Besuch abgestattet, — diese Thatsache giebt Manchem zu denken und zeigt, daß die bulgarische Deputation zu Größerem entschlossen ist, als ihr allgemein zugemutet worden. Was die Abgesandten der Sobranje mit dem Fürsten Alexander verhandelt haben, das ist vorläufig ein streng gehütetes Geheimniß. Ob sie gut gethan haben, mit dem Fürsten zu verkehren, ist eine Frage, die sie vor der Hand mit sich selbst abzumachen haben. Daß jeder Versuch, den Fürsten Alexander nach Sofia zurückzuführen, ein tollkühnes Wagniß wäre, das wissen sie ebenso gut, wie diejenigen, die ihnen dies in der letzten Zeit und in der freundschaftlichsten Weise oft und oft vorgehalten haben. Die bloße Thatsache, daß die Deputirten der Sobranje, unmittelbar nachdem sie bei den Regierungen in Wien und Berlin vorgeprochen, eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Alexander gesucht, wird den Born und die Wuth der Russen zur höchsten Erbitterung steigern. Allein, wenn auch der Schritt der bulgarischen Delegirten vom Standpunkte der politischen Erwägung schwer zu rechtfertigen, so ist er doch in jeder anderen Hinsicht begreiflich und vielleicht selbst entschuldbar. Er ist der Ausdruck der verzweifelten Stimmung, in welche die Bulgaren durch die Unerträglichkeit ihrer gegenwärtigen Lage gebracht worden. Die Bulgaren wollen nun einmal aus dieser Lage heraus und ergreifen jedes Mittel, das den erwünschtesten Ausweg zu eröffnen geeignet scheint. Allerdings haben sie ihre Stellung zu Rußland hierdurch nur noch verschlimmert; allein sie sagen, daß in

Die Leute, aus denen sie bestand, schauten mit offenem Mund und neugieriger, um nicht zu sagen beunruhigter Miene nach der anderen Gruppe herüber. Der Oberkonstabler (Wachmeister) ging an die Thür des „Grünen Drachen“ und obgleich er nicht wagte sich der Hauptgruppe anzuschließen, war er sichtlich in Bereitschaft für den Fall, daß er verlangt würde. Die Thurmuhre schlug elf; ein Karren hatte Halt gemacht, um die Ereignisse zu verfolgen; und desgleichen ein Kutscher, der ein Handpferd nach Hause zu führen hatte.

„Da sind sie!“ sagte der Brauer.
„Lord Wurney selbst“, sagte der Advokat „Und Sir Bavaour Firebraie, wahrhaftig!“ „Ich wundere mich, wie er hierher kam“, sagte ein zurückgezogener Gentleman, der einst Lichterzieher in Holborn Hill (London) gewesen war.
Der Bilar nahm seinen Hut ab und Alle thaten's ihm nach.

Lord Wurney und sein Magistratskollege ritten rasch zu dem Wirthshaus, wo sie eilig abstiegen. „Nun, Snigford“ sagte seine Lordschafft in einem entschiedenen Tone, „das ist eine schöne Geschichte! Ich will dem Unfug sofort ein Ende machen.“

Glücklicher Mann, wenn er dies erreicht! Die Fadel des Brandstifters war zum ersten Mal in die Gemeinde Wurney gebracht worden, und die Nacht hatten die besten Kornschaber des Abteiguts als lobende Lärmfeuer das ganze Land ringsum erschreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Das Stadttheater war an den drei Weihnachtsfeiertagen total ausverkauft. Das Jacobson-Ginrd'sche Weihnachtsfest: „Arm und reich“ fand die beställigste Aufnahme.
Ausstellung von Kunstschloffer- und Schmiedearbeiten. Um ein Uebersichtsbild der Leistungsfähigkeit unserer heutigen Kunstschloffer zu geben, richtet der Badische Kunstgewerbeverein an sämtliche Kunstschmiede und Kunstschloffer Deutschlands ein Ausschreiben zum Zwecke einer Wettbewerbung für ausgeführte Kunstschmiedearbeiten. Als zur Vererbung geeignet werden solche Arbeiten erachtet, welche sich sowohl durch ihre Bestimmung als die Art ihrer Ausstattung als kunstgewerblich

diesem Punkte die Dinge auch schon bisher so schlecht gestanden“ daß hieran absolut nichts weiter zu verderben ist.

Afrika.

Die englische Regierung hat beschlossen, die Okkupationsarmee in Egypten, die gegenwärtig etwas über 9000 Mann stark ist, unverzüglich um nahezu 4000 Mann zu schwächern. Drei Bataillone Infanterie, eine Kompagnie Genietruppen und vier Batterien haben Befehl erhalten, sich zur Einschiffung bereit zu halten. Nach dem Abmarsche dieser Truppentheile wird die Okkupationsarmee aus 5 Bataillonen Infanterie, einem Regiment Kavallerie, einer Kompagnie Genietruppen, 2 Batterien und einem etwa 600 Mann starken Train bestehen.

Amerika.

Der Dynamit-Politiker O'Donovan Rossa, seit Jahren der leitende Geist der „Fenischen Bruderschaft“, erklärte, wie man aus New-York berichtet, vor kurzem in seinem Wochenblatte „United Ireland“, er sei aus gewissen Gründen aus der Bruderschaft ausgetreten. Jetzt tritt jedoch ein Ausschuss der gedachten Organisation mit einer Proklamation hervor, in welcher angekündigt wird, daß O'Donovan Rossa wegen Verrathes und wegen Betruges aus der Bruderschaft ausgeschlossen worden sei. Es heißt in dem Dokument, alles Unglück, welches die Organisation in den letzten Jahren betroffen, lasse sich auf Rossa zurückführen, der Schurken in das Geheimniß der Bruderschaft eingeweiht und sich überdies in finanziellen Dingen als unzuverlässig erwiesen habe.

Da gleich zu Beginn der Session im Kongresse der Vereinigten Staaten eine Bill eingebracht worden war, welcher zufolge die Steuer auf Oleomargarin (Kunstbutter) bedeutend erhöht werden soll, hatte der Bundes Senat den Finanzminister um Auskunft darüber ersucht, wie es sich mit dem Oleomargarin-Geschäfte seit Erhebung der Steuer auf den Artikel verhalte. Daraufhin überhandte der Finanzminister dem Senate einen diesbezüglichen vom Kommissar der Inlandsteuern verfaßten Bericht. Daraus geht hervor, daß sich die Herstellung und der Verkauf der Kunstbutter in Folge der Besteuerung derselben durchaus nicht vermindert haben. Diese Wirkung des Oleomargarin-Gesetzes hat sowohl in Regierungskreisen wie unter den Kongressmitgliedern Ueberraschung hervorgerufen, da man allgemein angenommen hatte, daß die Besteuerung des Artikels wesentlich zur Verminderung des Geschäftes in demselben beitragen würde. Jedenfalls werden die Gegner des Oleomargarins in- und außerhalb des Kongresses, welche durch die Einführung der Besteuerung desselben das Geschäft in dem Artikel wenn auch nicht gänzlich lahm zu legen, so doch bedeutend zu beschränken hofften, nichts unversucht lassen, um eine Erhöhung der Steuer durchzusetzen. In einer am 16. d. M. in Norwich, N.-Y., stattgefundenen Sitzung der Mitglieder der Association der Milchereis-Interessenten des Staates New-York wurde beschlossen, dem Kongresse eine Petition zu unterbreiten, durch welche derselbe ersucht wird, die Steuer auf Oleomargarin auf 10 Zents per Pfund zu erhöhen. Die Milchereibesitzer anderer Staaten werden sich voraussichtlich diesem Verlangen ihrer New-Yorker Kollegen anschließen und so ist es nicht unmöglich, daß der Kongress sich zu einer Erhöhung der Steuer entschließt. Die oben erwähnte im Senate eingebrachte diesbezügliche Resolution verfügt das Hinaufsetzen der gegenwärtigen Steuer von 2 Zents auf 6 Zents per Pfund.

Kommunales.

Tagesordnung für die Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung am Donnerstag, den 30. Dezember, Nachmittags 5 Uhr: Vorlage, betr. die Verleihung des VI. städtischen Stipendiums — Verichterstattung über die Petition, betr. die Verlegung der im Weichbilde Berlins belegenen Strecke der Berlin-Stettiner Eisenbahn — desgl. über die Vorlage, betr. die Erweiterung einer von dem Grundstücke Chausseest. 4 zur Straßenerweiterung erforderlichen Parzelle — desgl. des Ausschusses für Rechnungssachen über zwei Final-Abchlüsse und drei Rechnungen — Verichterstattung über die Vorlage, betr. die Aufnahme von drei auf dem Terrain der früher Wechler'schen Aktiengesellschaft projektierten Straßen in die Abtheilung IX. des Bebauungsplanes — Vorlage, betr. die erfolgte Bauabnahme des zu einer Erziehungsanstalt für verwaiste Knaben eingerichteten Pavillons auf dem Arbeitshausgrundstücke zu Nummelsburg — desgl., betr. die Bewilligung eines Mantelgeldes für den zweiten Kassirer in der Haupt-Kasse der städtischen Werke — desgl., betr. den Geschäftsbetrieb der Sparkasse im Juli-September-Quartal d. J. — desgl., betr. die Veräußerung der zur Anlage des Görlicher Bahnhofes verwendeten Theile der Forster- und der Querverstraße — desgl., betr. die Abänderung des § 4 im Nachtrage zu dem die Amtskautionen der Gemeindevorstände zu Berlin betreffenden Statut — desgl., betr. die pro 1887 erforderlichen Erweiterungen und Erneuerungen auf den städtischen Gasanstalten und für das Röhrensystem — fünf Rechnungen — Wahl der Mitglieder der Einschätzungs-Kommission für die klassifizierte Einkommensteuer pro 1887/88 — Vorlage, betr. den

bezeichnen lassen und die bezüglich ihrer Größenverhältnisse über ein bestimmtes Maß nicht hinausgehen. Beispielsweise seien genannt: Wandarmen, Ausbängebilder, Randelaber, Leuchter, Laternen, Blumen- und Kippische, Ofensysteme, Füllungsmitter, Beschläge, Geländertheile, sowie hervorragende Einzelheiten größerer Gegenstände. Die Beigabe der Originalentwürfe und Zeichnungen ist erübrigt. Als Bewerber sollen die eigentlichen Verfertiger der Arbeit auftreten, oder die Meister, aus deren Werkstätte die Arbeiten hervorgegangen sind und nicht etwa Auftragsgeber oder Wiederverkäufer. Für die vier technisch und künstlerisch besten Arbeiten sollen Geldpreise im Betrage von 400, 300, 200, 100 M. gewährt werden. Weitere hervorragende Arbeiten sollen durch Ehrendiplome ausgezeichnet werden. Die prämiirten Gegenstände bleiben Eigentum der Verwerber. Das Preisgericht besteht aus folgenden Herren: Joh. Gp. Gann, Kunstschloffer, Frankfurt a. M., H. Göb, Direktor der Kunstgewerbeschule Karlsruhe, S. Hammer, Kunstschloffer, Karlsruhe, A. Hammer, Direktor der Kunstgewerbeschule Nürnberg, Dr. v. Reins, Oberbaurath und Professor, Stuttgart, Ed. Puls, Fabrikant, Berlin, Dr. M. Rosenber, Karlsruhe. Die Anmeldung der Gegenstände soll bis längstens 1. April 1887, die Einlieferung bis 1. Juni erfolgen. Die eingesandten Arbeiten werden einige Zeit öffentlich in Karlsruhe ausgestellt, ebenso das Ergebniß der Bewerbungen in allen größeren deutschen Blättern, wie auch in den verschiedenen kunstgewerblichen Zeitschriften bekannt gegeben werden. Ferner ist eine illustrierte Gesamtpublikation der besten Arbeiten geplant. Programm und Anmeldebogen, alles Nähere enthaltend, sind durch den Vorstand zu beziehen.

Die Zahl der italienischen Zeitungen. Das italienische statistische Amt veröffentlicht eine interessante Uebersicht der seit dem Jahre 1836 bis zum 31. Dezember 1885 in Italien erschienenen Zeitungen, deren Zahl in jenem Jahre nur 185 und am Ende des letztverflohenen 1495 betrug. Im Jahre 1836 kam auf 118 785 Einwohner nur eine Zeitung, im vorigen Jahre war das Verhältnis 1 zu 20 356. Die älteste periodische Zeitschrift sind die im Jahre 1604 gegründeten „Atti dell'Accademia dei Lincei“. Unter den im verflohenen Jahre erschienenen Blättern befanden sich 161 illustrierte, von denen die meisten, 55, in der Lombardie, die wenigsten, 6, auf Sicilien gedruckt wurden. In Rom wurden im vorigen Jahre 190 periodische Zeitschriften herausgegeben.

Ueber Schönheitspflege vom hygienischen Standpunkte.

Von Dr. P. Riemeyer.

(Nachdruck verboten.)

Cleanliness is Godliness, d. h. reinliches Aussehen ist göttlich — mit diesem Spruche wird treffend das Merkmal angeeignet, nach welchem die Gesundheitslehre in ihrer Art den Begriff schönen Aussehens bestimmt. Auch der Uebrigeweichte wird es Wort haben, daß ein im gewöhnlichen Sinne vielleicht unschöner Mensch diesen Mangel durch bloße äußere Sauberkeit, sogenannte Proreze, verwischen kann, während andererseits ein sonst schöngebildetes Gesicht durch „ungebadetes“, durch Trübseligkeit, Drüsenanschwellung, Fimmbildung u. dgl. verfallenes Aussehen erheblich verlieren kann. Am deutlichsten veranschaulicht das Kindergeicht den hygienischen Standpunkt; da in dieser Altersstufe von ausgeprägter Gesichtsbildung und Formbildung noch keine Rede, so unterscheidet man sie, die sich sonst ziemlich ähnlich sehenden, hauptsächlich nach der Farbe des Daarcs, der Augen und dem mehr oder weniger vollen Ernährungszustand des Gesichtes, der sich aber auch in der Glätte und Frische der Oberhaut ausdrückt. Belommen wir da den Eindruck eines „hübschen“ Kindes, so gebrauchen wir diese Diagnose ebenso oft als gleichbedeutend mit „blühend“ und selbst Erwachsenen sagt man unter Umständen die Schmeichelei ins gesunde Gesicht daß sie „wie eine Rose blühen“ oder wie's S. G. Hof dichterisch schildert:

„Frisches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beiläufig.“

Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,

Klopfend die Wang, ich würde noch krank vor lauter Gesundheit.“

„Schön bin i nit, aber g'und!“ mit dieser hausbackenen, einem süßholzraspeln Salonkroter geltenden Abfertigung sprach jene Bauerntaube ein großes hygienisches Wort gelassen aus, welches Wort auch als Motto zu den Bildern der seiner Zeit in Budapest gekrönten Preiswettbewerben gepakt hätte, welche sich weniger durch plastische Schönheit als durch Ritzschönheit, Apfelschnitten und jenen „Schmelz“ auszeichneten, den man „wie aus Milch und Blut“ geschaffen zu rühmen pflegt, nicht zu vergessen der aus der schmelzigen geöffneten Lippenpalatte hervorladenden Doppelreihe elfenbeinweißer Zahnperlen.

Diesem Zeitgedanken ganz entsprechend, bezeichnet man die soich' geundten Untergrundes verlustig gegangene Schönheit als „verblüht“ oder „verbläht“, wobei die künstlich bewirkte Uebertünchung als nicht bloß entstellend, sondern auch gesundheitswidrig darum zu verwerfen, weil Schminke und Puder — wie das auf Schauspielergesichtern auffällig — die Feinheit des natürlichen Teints vollends ruinieren. Auch das „gealterte“ Aussehen schon in den ersten Jahrzehnten ist keine Naturnotwendigkeit, sondern die Folge unterlassener hygienischer Selbstverjüngung, als deren Hauptmittel in einem früheren Aufsatze das tägliche Vollbad gerühmt wurde. Hier, wo mehr die Praxis der Schönheitspflege von außen her in Betracht kommt, greife ich auf das geschichtliche Musterbeispiel einer Selbstschönheitspflegerin zurück, welche sich bis ins — achtzigste Jahr einen solchen Blüthezustand ihrer Hüge, Farbe und Rundung bewahrte, daß sie noch in dieser Altersstufe Jünglinge zu heißer Liebe entflammte, Ninon de l'Enclos. Von ihren Intimen einmal nach ihren Toilettegeheimnissen befragt und ersucht, ihren Vorrath an Tinkturen, Balsamen, Essenzen u. c. zu zeigen, verrieth sie folgendes, auf den Nagel des Daumens zu schreibende Rezept: „Wasser, Schwamm und Seife“ — dieses aber, so füge ich hinzu, täglich mit derselben Andacht und Gründlichkeit ausgeführt, als arbeite man mit losspiegeligen, wohlriechenden Geheimmitteln. Doch auch in der Gegenwart fehlt's nicht an solchen, und zwar alltäglichen Musterbeispiele, nämlich jenem Stande, der sich uns einesseits, wenn seines Amtes waltend, allerdings in beispielloser Schmutzgewandung zeigt, der aber andererseits nach gethaner Arbeit einen „wie aus dem Ei geschälten“ Menschen anlegt; indem er, um sich der schwarzen Unratbedeckung zu entledigen, Pore für Pore auf's Kräftigste reibt, bespült und abreibt, sichert sich der brave Schornsteinfeger in der That eine bis ins hohe Alter frische, ja blühende Hautfläche. Auf demselben Blatte stehen aber auch die medizini-

schen Moor- und Schlammäder, deren gerade jetzt wieder so hochgepriesene Wirkung einfach auf eine — Schornsteinfegerkur hinausläuft, und wenn Anderen der Gebrauch von Weizenkleie oder Kummerfeld'schem Waschwasser zu besserem Teint verhalf, so geschah dies ebenfalls durch die schmerzende Wirkung der Kleie oder der Schwefelblumen. Wenn also diese ebenso einfache als sichere und billige Art der Schönheitspflege auf eine gut gestriegelte und gebügelte Hautfläche hält, so bedarf's heutzutage nicht mehr des Scheuerandes, sondern nur des mit Wasser und Seife ausgestatteten Frostierstoffs, wie ihn neuerdings z. B. Fr. Meyer zu Glauchau liefert, eine Kur, die sich auch noch gegen die Auswüchse der Warzenbildung wirksam zeigt. Die landesübliche „Sympathie“ hilft nämlich, auch wenn nur in Gedanken gebraucht, ganz sicher da, wo gleichzeitig tüchtig gebadet, gesiebt und gerieben wird. Sollten sich jedoch einige Warzen allzu hartnäckig erweisen, so mag wiederholtes Betupfen mit konzentrierter Essigsäure, welche beiläufig bemerkt, auch Hörneraugen beseitigt, zu Hilfe genommen werden. Doch würden wir von dieser Fußlage ganz verschont bleiben, wenn wir uns nicht den „drückenden Schuß“ anquälten, in dessen Folterhölle, ohne daß man sie wenigstens „schön“ nennen könnte, die Fußgehenden wie junge Hunde in einem Korbe zu liegen kommen.

Ebenfalls durch Reiben oder richtiger Bürsten, wenn auch nicht aus ganz demselben Grunde, werden die Zahnreihen „verleud“ erhalten. Um auch das Zahnfleisch richtig zu gewöhnen, wird die mit Borsten oder Dachshaaren besetzte, leicht nach innen gebogene Zahnbürste nicht auf beiden Kiefern zugleich hin und her, sondern auf jedem einzeln, und zwar jedesmal in der Richtung vom Zahnfleisch zum freien Rande geführt. Als Zahnpulver darf nur dann und wann einfache Schleimkräuter, nicht aber etwa Tabakstaube, Holzlohe und dergleichen hinzukommen. Darauf folgt gründliche Verrieselung des ganzen Mundinnern durch Gurgelung und Spülung mit lauem Wasser und zwar das Ganze schon Abends vor Antritt der Nachtruhe, um dem tagüber angesammelten Unratke keine Zeit zur Einwirkung zu lassen. Indessen bleibt auch die sorgfältigste Pflege so lange hinlänglich, als mit der bei uns zu Lande eingewirkten Geunheitswidrigkeit der „Feueresserei“, wie ein Anderer das Hinunterqualen „recht warmer“ Speisen und Getränke nannte, täglich an dem dagegen höchst empfindlichen Schmelzüberzuge des Zahnbeins gesündigt wird.

Eine Hauptfrage der kosmetischen Praxis betrifft ferner bekanntlich die Haarpflege, besonders Verhütung und, wenn bereits eingetreten, Beseitigung des leidigen Haarschwundes. Die Wohlthätigkeit der letzteren wird freilich auf dem Wege der Reklame für den, der gutwillig das Geld im Raufen klingen läßt, als eine Sache der reinen „Geschwindigkeit“ ist keine Hexerei“ in Schrift und Bild verkündet. Es fehlt nur noch die Versicherung, daß durch den samosen „Haar-Hersteller“, wenn vorbeigeschüttelt, auch an unredlichen Stellen, z. B. am Knie oder, wenn mit Abicht eingeschmiert, auf schäbig gewordenem Tornisierfelle Haarschwund erzeugt werde. Trotzdem kann ich mich beim Anblicke des in Schaukästen vor Augen geführten „Avant's“ und „Aprös's“ des Artgewohns noch immer nicht erwehren, daß sie, wenn der Wahrheit gemäß entsprechen sollen, vielmehr umgekehrt stehen oder einfach nicht von links nach rechts, sondern von rechts nach links gelesen werden müßten! Bestärkt in dieser Ansicht fühle ich mich u. A. durch den Anblick eines Abfalonskopfes, den der Gasthalter pörs Biron im belgischen Städtchen Rochefort auf seiner Empfehlungskarte als sein Abbild mit der Unterschrift: „Solche Haarfülle wuchs mir seit den 15 Jahren, wo mir der Wind meinen Hut entführte und ich darauf verzichtete, mir einen neuen zu kaufen.“ Leihhaftig haben wir Berliner solche „Reklame“ für hygienische Haarpflege bis vor einigen Jahren im baarhäuptig getragenen, lodenunwärtigen Haupte des 33 Jahre alt gewordenen Lehrers Markgraf umherwandeln. Doch schon als Gymnasialast konnte man im Herodot vom Besuche des Schlachtfeldes von Pelusium über die Ueberreste der 10 Jahre zuvor hier Gesessenen folgenden Bericht lesen: „die Schädel der Perfer sind müde, weil dies Volk von Kindesbeinen an Kopfbedeckung trägt, die der Egypter dagegen feinhart, weil sie baarhäuptig aufwachsen.“ Auch die Vergleichen der Verschiederheit, mit welcher nach heutigen Kulturgewohnheiten Mann und Weib sich tragen, führt zu gleichem Ergebnisse; das schöne, sich mehr bloß schmückende als wirklich bedeckende Geschlecht behält fast aus-

nahmslos dichten Haarwuchs, wogegen der Mehrzahl der das Haupt in Pelzwelt, Mützen, Zylinder- oder Helmfutteral zwingenden Männerwelt schon frühzeitig „der Schädel durch die Haare wächst“. Die dasmal nach Griechenland gezogene bayerischen Soldaten kamen mit ihrer dichtanschließenden Kopfmontur meist tablköpfig zurück, ihre Nachfolger aber behielten ihren Haarschmuck, weil man ihre Helme mit Ventilation versehen. In der bürgerlichen Praxis bekommt man wohl Berichte zu hören, wonach Jemandem aus der Seite das Haar ausfällt, mit der er einer Gasflamme zugelehrt arbeitete, und was der Beweis mehr dafür, daß der Haarschwund auf Rechnung gesundheitswidriger Warmhaltung kommt, die ja leider schon am Säuglinge Tonk muhmerlicher Sucht nach falschem „Nachnehmen“ grübt, ob auch noch vor ordentlichem Haarschwund Borkenausschlag züchtet. Nicht „Unart“, sondern nur die Stimme der Natur führt den Kleinen die Hand, wenn sie draußen auf Straßen und sonstro die wollehen und sammelten Udinge von Kopfzug immer wieder herunterzureißen suchen. Doch mehren sich, hier in Berlin wenigstens, schon die erschrecklichen Beispiele von baarhäuptig ausgetragenen Kindern.

Wächst nach rechtzeitiger Abstellung des Fehlers oder da, wo nach schwerer Krankheit nur vorübergehendes Ausfallen erfolgte, das Haar nicht von selbst wieder, so trage man lieber „die bis zum Nacken reichende Stirne“ mit Freimuth offen oder verdeckt unter einem künstlichen Haardache, als daß man sich mit theuer erkauften Pomaden so möglich noch einen Bläschenauschlag anquält. Ist doch für den Augenblick die Mode, „sich eine Platte stehen zu lassen“ wie gesagt, so landläufig, daß auch der, dem dies nicht behagt, wenigstens nicht nöthig hat, sich deshalb noch „graue Haare wachsen zu lassen.“

Lokales.

Gasanstalt und Elektrizitätswerke. Unter diesem Titel wird geschrieben: Es ist eine vielfach geäußerte und auch nahe liegende Befürchtung, daß die Errichtung eines Elektrizitätswerkes die Rentabilität einer bestehenden Gasanstalt beeinträchtigen wird. Dieses ist nun keineswegs so unbedingt der Fall, wie es den Anschein hat. Zunächst muß noch manches Jahr dahingehen, bis sich das elektrische Licht in dem Maße in den Haushaltungen eingebürgert hat, wie heutzutage das Gaslicht, wenn erstens auch wegen seiner großen Vorzüge schließlich den Sieg davon tragen wird. Während dieser Uebergangszeit tritt nun, wie die Erfahrung vielfach gezeigt hat, die Erscheinung auf, daß mit der Verbreitung des elektrischen Lichtes auch der Gasconsum zunimmt. Der Grund hierzu liegt zunächst in dem durch die neue Beleuchtung gesteigerten Lebensbedürfnisse der Menschen, das sich unbedingt bei allen denen geltend macht, die abwechselnd bei dem einen und anderen Lichte zu arbeiten haben. Wer z. B. in seinem Bureau sich der elektrischen Beleuchtung erfreut und sich an die große Helligkeit gewöhnt hat, wird, wenn er für die elektrische Anlage in seiner Privatwohnung die Kosten scheut, vorläufig darnach streben, mit der alten Gasleitung annähernd dieselbe Helligkeit zu erzielen, und wird dabei seinen Gasconsum erhöhen. Andererseits läßt die von Tag zu Tag steigende Verwendung des Gases zu häuslichen Heiz- und Kochzwecken eine Abnahme des Verbrauches nicht befürchten, zumal die Gasarbeiter unablässig bemüht sind, dieser Verwendung ihres Fabrikats — welche mit der Zeit eine Existenzfrage für sie wird — durch stete Verbesserung der dazu erforderlichen Apparate eine dauernde Zukunft zu sichern. Ebenso ist der Gebrauch des Gases zum Betriebe der Gasmotoren besonders für das Kleingewerbe in Zunahme begriffen. Auf diesem Gebiete wird sich allerdings mit der Zeit eine lebhaftere Konkurrenz zwischen Gas und Elektrizität entwickeln. Man muß bei Errichtung eines Elektrizitätswerkes die Aufgaben desselben nicht in einen zu engen Rahmen einschließen, vor allen Dingen nicht, wie dies gemeinhin geschieht, lediglich an die Verwendung der Elektrizität zu Beleuchtungszwecken denken. Wahrscheinlich wird sie demaleinst zum großen Theile um Betriebe elektrischer Motoren und in der chemischen Industrie vermandtwerden. Mit den Gasmotoren haben die elektrischen Motoren den Vorzug gemeinsam, daß sie keiner Kesselanlage bedürfen, daher weniger Raum und Wartung beanspruchen als Dampfmaschinen. Den Gasmotoren gegenüber haben die elektrischen wieder den Vorzug, daß sie keine Flamme erfordern und keinen Geruch verursachen. Im allgemeinen wird zwischen beiden die größere Leistung bei geringeren Kosten ent-

Von der Londoner Straße.

Um die Zeit, als vermöge der ersten Industrie-Ausstellung aller Völker (der Ausbruch „Weltausstellung“ war noch nicht erfunden) London so zu sagen für Deutschland entdeckt worden war, stritten auf einem nach Hamburg gehenden Dampfer ein Franzose und ein Engländer über die Vorzüge ihrer Hauptstadt. Der erstere zählt die monumentalen Gebäude von Paris auf, welchen London weder an Zahl noch an Bedeutung weichen möchte. Der zweite, ein Engländer, behauptete, daß Paris eine kleine Stadt sei, in welcher sich alles zusammenbränge. Paris, eine kleine Stadt — das machte den Franzosen starr und zwang die Zuhörer zum Lachen. Und als wir in Hamburg ankamen, stochte an der nächsten Ecke aller Verleher, weil zwei Fahrwerke einander in die Räder gerathen waren und erst nach einer langen Weile unter endlosem Geschrei und Geschimpfe wieder loskamen. Wir sahen uns an und dachten dasselbe; wie glatt war in London stets die zehnen- und zwanzigfache Wagenmenge aneinander vorübergerollt! — An beide Episoden habe ich mich oft erinnert, auch jetzt, wo ich nach längerer Zeit London wiedergesehen habe. Na, es ist keine Uebertreibung, Paris und Rom, Berlin und Wien sind kleine Städte im Vergleich mit diesem Häusermeere, das immer noch schneller anwächst als die übrigen „Weltstädte“. Wo fängt London an und wo hört es auf? Man rechnet gewöhnlich eine Fläche von 7 x 10 englischen Meilen, aber auch wenn man vom Mittelpunkt, etwa Charing Cross, einen Radius von 7 Meilen nimmt, umfaßt der Kreis noch immer lauter Londoner, so daß die Einwohnerzahl auf 4 und auf 5 Millionen angegeben werden kann in 700 000 Häusern. Alljährlich nimmt die Bevölkerung um 45 000 Seelen zu und werden ungefähr 16 000 neue Häuser gebaut; neuerdings vielleicht noch mehr, da im Innern ganze Stadttheile verschwinden und durch solche mit breiteren Straßen ersetzt werden, folglich immer mehr Menschen weiter hinaus gedrängt werden. In der City ist stellenweise mit einer Energie Luft gemacht worden, daß man die Gegenden nicht wieder erkennt; die Aufführung

der gewaltigen „Hohen Brücke“ Dolborn Viadukt hat es ermöglicht, die Bahn von Dover bis in das Herz der Stadt zu führen und in einer Ebene von Oxfordstreet in die City zu fahren, welche früher durch eine tiefe Einsenkung getrennt waren. Dabei ist ein ganzer engebauter Stadttheil verschwunden, und nun werden auch durch das verurtheilte Viertel St. Giles, die Stätte des Glens und des Verbrechens, welche sich zwischen den vornehmsten Verkehrsadern erhalten hatte, breite Straßen gelegt. Wo bleiben all' die Armen und Ausgesessenen, welche bisher in jenen schmutzigen Winkeln und baufälligen Häusern eine Zuflucht gefunden hatten? Sie rücken hinaus in Vorstädte. So ist bereits Islington, vor dreißig Jahren von Geschäftsmännern und Gelehrten bevorzugt, ein Stadttheil geworden, den anständige Leute scheuen; die einst so freundlichen Cottages und Villen sehen vernachlässigt aus, die Vorgärten verwildert; wo der Pächter des Hauses sein mit dem herkömmlichen Komfort ausgestattetes Parlour hatte, werden „wines and spirits“ geschenkt, und die oberen Räume beherbergen Leute, die Alles eher als respektabel sind. Zugleich haben Dunst und Lärm der inneren Stadt von der einstigen Vorstadt Besitz ergreifen und die anständigen Leute, Vermietter und Miether, sind um mehrere Meilen weiter geflüchtet. Auf wie lange werden sie dort der Ruhe und reinen Luft in jedem Sinne sich erfreuen können? Raslos wird weiter ins Feld hineingebaut, der Lehmboden giebt selbst das Baumaterial her, die Ziegel werden auf dem Fied gestrichen und gebrannt, und im Handumdrehen steht eine neue Zeile von Häusern da, meistens stamessische Zwillinge mit gemeinschaftlicher Scheidewand; und wieder ist ein Stück Feld von dem unerfättlichen Ungeheuer verschlungen. Die Engländer selbst fragen sich schon, wohin das führen, wo London endlich eine Grenze finden solle, und bei Ausflügen wundert man sich beinahe, noch freie Natur zu sehen.

Diese Ausdehnung der Stadt wäre unmöglich ohne die Eisenbahn, welche die großen Linien unter sich und die Peripherie mit dem Centrum verbindet. Eine herrliche Einrichtung! sagen die Einheimischen, der Fremde empfindet

lebhaft auch die Schattenseiten derselben. In der That, die Zahllosen, welche „something in the ity“ sind, würden täglich mehrere Stunden im Omnibus oder dem Tramwagen zubringen müssen, während sie jetzt in 20 bis 25 Minuten von der Wohnung ins Komptoir gelangen. Und an die Hast, die Aufenthalt von einer halben Minute, das Suchen des richtigen Zuges, das Umsteigen von einer Bahn auf die andere, das viel höhere Maß von Achsamkeit und Thätigkeit, welches in England von den Reisenden gefordert wird, kann man sich gewöhnen. Aber entsetzlich ist die Atmosphäre. Auch wo die Bahn über die Häuser oder zwischen solchen hingeführt ist, folgen Tunnels und geschlossene Stationsgebäude einander rasch, und auf einzelnen Strecken verdient sie ihren Namen Vau-d'iron und nur zu sehr. Run läuft auf jedem von vier Schienensträngen alle fünf Minuten ein Zug, das macht bei — gering gerechnet — achtzehnstündigem Verkehr 864 Züge für den Tag; wie wäre es möglich, daß der Qualm sich aus einem Tunnel je verzöge. Wer in den Morgenstunden nach Brompton gefahren ist, um die Kolonialausstellung oder das Kensington Museum zu besuchen, wird sich des erstidenden Kohlendunstes auf der Fahrt noch erinnern. Schwärmer für unterirdische Bahnen mögen sich die Sache wohl überlegen, wenn auch an anderen Orten ein ähnlicher Verkehr nicht zu erwarten ist.

Auf den Stationen und auch sonst häufig könnte man irre werden, ob die Engländer wirklich noch das praktische Volk seien, als welches sie so viel Bewunderung finden. Alle Wände des Innern sind mit Plakaten aller Art bedeckt, und mitten darunter steht der Stationsname, nicht einmal auf jeder Bahn in stets gleichförmiger Schrift; daneben Firmen von Fabrikanten und Händlern, scheinbar absichtlich in gleicher Größe und auch sonst ähnlich ausgestattet; ja, es kommen direkt irreführende schlechte Witze vor, wie die Ankündigung eines Senfs in der Form „Mustard Station“. Eben so werden alle Omnibusse von Ankündigungen überwuchert, und das, worauf es dem Publikum doch mehr ankommt, als auf die Adresse von Seifen-, Pillen- oder Kleiderfabrikanten, die Namen der Straßen und Plätze, welche der Wagen berührt, müssen

schiden, und welche Art schließlich obliegen wird, dürfte zur Zeit wohl schwer zu entscheiden sein. Ein weiteres, großer Entwicklungsfähiges Absatzgebiet für eine elektrische Zentralanstalt bieten die Maschinen zum Transport von Personen und Gütern, wie Aufzüge in Fabriken und Lagerräumen, Eisenbahnen auf industriellen Anlagen, sowie endlich Schiffe, die zur Speisung ihrer Akkumulatoren großer Mengen Elektrizität bedürfen. In der chemischen Industrie — für Bremen würde zunächst hauptsächlich die Galvanoplastik in Frage kommen, insbesondere die Herstellung von Metallüberzügen auf galvanischem Wege — findet der elektrische Strom eine so ausgebreitete Verwendung, daß es fraglich ist, ob nicht zur Zeit und vielleicht auch in Zukunft eine größere Menge Elektrizität durch die chemischen Bäder als durch die glühenden Kohlen fließen wird. Eine große Zentralanstalt für die Erzeugung elektrischer Ströme zu industriellen Zwecken dürfte trotz aller Leitungsverluste die Ströme mindestens ebenso billig erzeugen, wie ein Privatmann, der nicht gerade außerordentlich großen Konsum hat. Für letzteren sind die vollständige Ersparnis einer kostspieligen Betriebsanlage, des erforderlichen Raumes und der Wartung der Maschine gewaltige Vorzüge, die ihn gerade in einer großen Stadt, wo Raum und Arbeit theuer bezahlt werden, darauf hinweisen, seinen Bedarf an Elektrizität aus der Zentralanstalt zu entnehmen. Unsere Ansicht geht somit dahin, daß die Errichtung eines städtischen Elektrizitätswerkes sich mit der Zeit als eine gute Einnahmequelle für die Stadt erweisen wird und daß die Extragsfähigkeit der Gasanstalt davon nur vorübergehend berührt, auf die Dauer jedoch nicht geschädigt werden kann. Der Kampf ums Licht ist für letztere kein Kampf ums Dasein, ist er einmal ausgedacht, so werden wahrscheinlich beide friedlich nebeneinander ihre nützliche Thätigkeit ausüben zum Segen für den Bürger und zum Vortheil des Stadtsäckels.

Die elektrische Beleuchtung ist bekanntlich in Amerika in bedeutend größerem Umfange in Anwendung als bei uns, wo die diesbezüglichen Einrichtungen noch sämtlich in der Entwicklung begriffen sind; dieser Zustand ist aber für unsere Elektro-Techniker insofern von Vortheil, als sie aus den amerikanischen Einrichtungen vieles erlernen und Einrichtungen, die sich dort als unpraktisch erwiesen haben, von vorn herein bei uns vermeiden können. Eine der streitigen Fragen auf dem Gebiet der Elektro-Technik ist die, welcher Art der Beleuchtung, dem Glühlicht oder dem Bogenlicht der Vorzug zu geben sei. Bei dieser Frage haben natürlich auch die Augenärzte ein sehr gewichtiges, ja vielleicht das ausschlaggebende Wort mit zu sprechen. Nach den neuesten aus Amerika hierher gelangten ärztlichen Berichten haben die dort vielfach angestellten Untersuchungen über die Einwirkung des elektrischen Lichtes auf die Augen ergeben, daß das Edisonlicht jeder anderen elektrischen Beleuchtung vorzuziehen ist, welche den gesunden und noch mehr den kranken Augen nachtheilig werden kann. Das Bogenlicht soll namentlich Thränenerguß, Schmerz, vorübergehende Sehstörungen, besonders bei den Leuten zur Folge haben, welche mit den Vorrichtungen beim Anzünden der Lampen beschäftigt sind und bei Personen, welche sich mit solchen Beleuchtungsversuchen beschäftigen. Fragen welche Nachtheile durch das Edisonlicht für's Auge sind bis jetzt noch nicht konstatirt, da selbst sonst empfindliche Augen bei diesem ruhigen Licht nicht gereizt werden, dessen ruhige und milde Flamme es gefaltet, Stundenlang ohne empfindliche Nachtheile für's Auge dabei zu arbeiten, während das Bogenlicht und auch das Brush'sche Licht der Schleimhaut des Auges und auch der Sehkraft gefährlich werden kann. Vom Standpunkte eines Laien aus, der die beiden Beleuchtungsarten praktisch erprobt hat, wird man diesem Urtheile im wesentlichen nicht widersprechen können.

Ein Andrang, wie an den drei Weihnachtsfeiertagen, hatten die Berliner Vergnügungs- und Unterhaltungslokale seit langer Zeit nicht zu verzeichnen, selbst nicht an diesen Einnahme-günstigen Tagen. Es fehlte eben die Konkurrenz der Eisenbahnen, man war auf diese Unterhaltungen angewiesen und es genügt zur Signatur die Anführung der Thatsache, daß schon am Morgen des ersten Festtages fast nirgends auch nur ein Billet für den zweiten zu haben war. Das gilt nicht allein an den Theatern, auch von den Volkstheatern, den Birkus, den Panoramen, dem Panoptikum, Aquarium. In Bezug auf ihre Anziehungskraft erwiesen sie sich diesmal alle als gleichwerthig. Sie hätten bei doppelter Ausdehnung doch immer noch Gäste fortzuführen müssen. Wo die Zahl der Sitze, welche zu Verkauf gelangen, eine natürlich begrenzte ist, hängt man ein „Ausverkauf“ an den Schalter der Kassen, die Panoramen und das Panoptikum mußten bei dem Andrang zeitweise die Kassen schließen. — In einzelnen Etablissements soll man aber auch der wenig koulanten Sitte gebuldigt haben, daß man mehr Billets verkaufte, als man Plätze zur Verfügung hatte.

Der Zeitungsverkehr hat nach der Statistik der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung für das Jahr 1885 gegen das Vorjahr einen bedeutenden Aufschwung genommen. Es wurden nämlich durch Vermittelung der Reichs-Postanstalten 2 191 244 Exemplare mit 428 090 917 Nummern bezogen, im Vorjahre dagegen nur 2 125 082 Exemplare mit 415 496 759

Nummern. Davon sind im Jahre 1885 erschienen im deutschen Reichsgebiet 2 100 913 Exemplare mit 411 369 655 Nummern, in Bayern und Württemberg 58 211 Exemplare mit 9 193 826 Nummern, in Oesterreich-Ungarn 4504 mit 1 418 231 Nummern und in anderen Ländern 27 616 Exemplare mit 4 169 169 Nummern. Die Steigerung der Gesamtsomme der durch die Reichs-Postanstalten bezogenen Zeitungen beträgt für das Jahr 1885 hiernach 66 162 Exemplare mit 10 594 158 Nummern. Von diesen Zeitungen hatten eine jährliche Bezugszeit 444 981 und eine halbjährliche 51 038 Exemplare; von denjenigen mit vierteljährlichen Abonnement wurden für drei Monate 1 672 330, für zwei Monate 15 577 und für einen Monat 7318 Exemplare bezogen. Die Zahl der außergewöhnlichen Zeitungsbeilagen betrug 25 489 596 gegen 22 358 214 im Vorjahre. Die Einnahme aus dem Absatz der Zeitungen, des Reichs-Gesetzblattes und des Amtsblattes des Reichs-Postamts hat im Etatsjahre 1885 86 3 600 745 M. und im Etatsjahre 1884/85 3 513 156 M. betragen.

Das Polizeipräsidium bringt zur Verhütung von Unglücksfällen die Bekanntmachung vom 17. Dezember 1846 in Erinnerung, nach welcher die Benutzung der Eisbahnen zum Schlittschuhlaufen nur auf denjenigen Stellen gestattet ist, wo sich besondere Aufsicher befinden. Sämmtliche Exekutivbeamten sind angewiesen, auf die Beachtung der Anordnung zu halten.

Dreitausendvierhundert Zentner Salz hat, nach Angabe der „Freis. Btg.“ in den Tagen der letzten Schneefälle die Große Berliner Pferdebahngesellschaft allein zu dem Zwecke verwanzt, die Geleise vom Schnee zu befreien.

Umrechnungsverhältnisse für Postanweisungen nach fremden Ländern. Vom 1. Januar n. J. wird für den Postanweisungsverkehr nach Belgien, Bulgarien, Egypten, Frankreich, Italien, Japan, Rumänien, der Schweiz und den österreichischen Postanstalten in der Türkei (Adrianopel, Beirut, Philippopol, Saloniki und Smyrna) die wichtige Abänderung vollzogen, daß der seit dem 1. Juli 1882 bestandene Umwandlungsmodus aus der deutschen in die fremde Währung d. h. 100 Fels. = 81 M. 40 Pf., aufgehoben wird, und an seine Stelle eine neue Umrechnungstabelle tritt, der zufolge für 100 in obigen Ländern auszugehender Franken nur noch 81 M. diesseits einzuzahlen sind.

Herr Emil Thomas schreibt der „Bos. Btg.“, daß er mit dem heutigen Tage von der Leitung des königstädtischen Theaters zurückgetreten sei, weil der Besitzer und Direktor des Theaters seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei und Herr Thomas erkannt habe, daß die geschäftliche Lage des Theaters unhaltbar sei. Herr Thomas habe die ganze Angelegenheit der Staatsanwaltschaft zur Entscheidung unterbreitet. — Herr Thomas, entschieden einer der bedeutendsten Komiker Berlins, verdient dieses traurige Schicksal nicht. Andere Leute, die ihm nicht das Wasser reichen, verdienen mit albernem Wigen ein lothales Stück Geld.

Ein Schläuberger. In der Maison de santé in Schöneberg befindet sich ein frommer Jude in Behandlung. Derselbe verlangte losere Küche, die ihm auch gewährt wurde, trotzdem die Sache viel Umstände macht. Eines Sonnabends aber trifft der Direktor ihn rauchend und hält ihm diesen Widerspruch vor. Doch ruhig entgegnet ihm der Kranke: „Nun, Sie wissen doch, ich bin melchugge!“

Hausfuchung. Gestern Abend gegen 6 Uhr wurde in der Wohnung des Schuhmachers Herrn Franz Berger und des Schuhmachers Herrn Martin Paduch, beide Lindenstraße 107 wohnhaft, eine Hausfuchung nach verbotenen Schriften vorgenommen. Gefunden wurde nichts.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Ein Affe Stöder's, ein junger Kaufmann, ist dieser Tage hier in Berlin zum Judenthum übergetreten. Herr Stöder jun., auf welchen die frommen Donnerwetterreden des Oheims keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben scheinen, hat am vorigen Dienstag in Berlin eine Dame mosaischen Bekenntnisses, die sein Herz erobert hatte, zum Traualtar geführt. — Merkwürdige Ironie des Schicksals: anstatt daß Herr Stöder Proselyten in seinem Sinne macht, geht seine eigene „Mischpoche“ zum Judenthum über! Auch so etwas läßt tief blicken.

Arbeiterjubiläum. Gestern Abend feierte der Schneider Herr Wilhelm Nikolaus sein fünfzigjähriges Schneiderjubiläum im Restaurant Domad, Johannstraße 20. Seine Kollegen aus der Werkstatt hatten dem Jubilär ein würdiges Fest bereitet, wobei sie durch den Gesangverein „Emollis“ in wirksamster Weise unterstützt wurden.

Der Verein Berliner Droschkentischer veranstaltete in diesem Jahre zum ersten Male eine Weihnachtsbescherung und zwar für die Wittwen und Waisen derjenigen Vereinsmitglieder, welche im Laufe dieses Jahres durch den Tod dem Kreise der Ibrigen und dem Verein entrissen worden sind. Zur Bescherung hatten sich gemeldet 4 Wittwen mit zusammen 19 unmündigen Kindern. Die Bescherung fand im Vereinsbureau statt, welches mit dem Vereinsbanner decorirt war. Auf einer langen Tafel, auf welche für jedes Kind einige nützliche Geschenke niedergelegt waren, stand in lichter Ketzenlange ein Weihnachtsbaum. Nachdem Alle beisammen waren, richtete der Vereinsvorsitzende einige herzliche Worte an die Anwesenden,

ein Schirm, ein Tuch, oder was sonst der Hand des Jahrgastes entfällt, auf die Straße hinabrollt. Hin und wieder findet man wohl eine Art Wand, wenn nämlich ein Insident ein Brett über die ganze Länge des Wagens angebracht hat. Bei solchen Dingen fragt man sich, ob die viel reisenden Engländer nicht die besseren Einrichtungen anderer Länder bemerken, und muß die Frage dahin beantworten, daß sie das Fremde überhaupt oder doch dessen Vorzüge nicht sehen wollen. Selbst aus dem Munde hochgebildeter und sonst vorurtheilsfreier Briten kann man verblüffend naive Aeußerungen vernehmen. Der Engländer war von jeher und ist noch das vollendetste Geschöpf, seine Sitten die Normalsitte, was er nicht mag, ist unanständig oder doch unnötig. Thaderay hat sich in den „English snobs“ über den Doctrinarismus seiner Landsleute in Beziehung auf die Manieren beim Essen lustig gemacht; allein die konsequente Behauptung, daß der wohlgezogene Mensch die Gabel nur in der linken Hand halten, den Suppenteller wohl gegen die Mitte des Tisches, aber nicht gegen den Rand zu neigen dürfe, um den Löffel noch einmal zu füllen, und dergleichen mehr hat es dahin gebracht, daß diese Regeln allgemein angenommen worden sind. Und diese Erfahrung kann den Nationalstolz nur stärken, der in manchem anderen Punkte große Konzessionen macht.

Ich will nicht von dem bulgarischen Brei sprechen, den Oesterreich und Deutschland so heiß als möglich hinunterschlingen sollten, während Großbritannien von Anfang an Miße hütete, ihn auszufrühen zu lassen. Aber die wirtschaftlichen Zustände führen ganz merkwürdige Bekenntnisse herbei. Wie vor einer Reihe von Jahren das britische Volk von einer blinden Angst vor einer militärischen Invasion ergriffen war, so ist jetzt der deutsche Kaufmann das Schredgespenst geworden. In bald vernünftigen, bald übertriebenen, bald ganz unvernünftigen Zuschriften an Zeitungen, vornehmlich an den „Daily Telegraph“, schütteten große und kleine Handelsleute ihr Herz aus. Sie, die sonst die ganze Welt mit ihren Waaren überschwemmen, sind im höchsten Grade empört, daß jetzt jene Völker nicht nur ihrer eigenen

darauf verweisend, daß der Verein es übernommen habe, an diesem Abend Vaterstille an den verwaisten Kindern zu vertreten und namentlich die älteren Knaben ermahnen, im späteren Leben stets mit ihren Kollegen zusammenzuhalten und durch gemeinsames Zusammengehen Noth und Glend von einander abzuwenden zu suchen, worauf die Entgegennahme des Geschenke erfolgte. So schlicht und einfach diese Feier auch war, so war sie doch ergreifend und voller Herzlichkeit.

Die Langeweile der während der jüngsten Schneefallperiode auf den einsamen Stationen barrenden Eisenbahnpassagiere hat sogar hier und da einige poetische Blüten gezeitigt. So kommt der „Magd. Btg.“ ein dergleichen Gedicht zu Gesicht: „Dahlen, im großen Schnee am 23. Dezbr. 1886“, dem wir folgende Strophen entnehmen:

Das ist im Leben häßlich eingerichtet — Daß bei den Schienen gleich die Wehen steh'n, — Trogdem die Bahnverwaltung sich verpflichtet, — Bei Bölla blieb der Zug auf einmal steh'n. — Blutwurst und Brot war unser Abendessen, — Drauf sagten wir: „Der Blutwurst kriegt, hat Schwein!“ — Behüt Euch Gott zc.

Von allen Seiten ward uns zugesprochen — Viel Trost, es konnte auch nicht anders sein. — Nachdem die Schaffner erst die Wurst gezochn. — Da dachten sie: Uns kann das Schnuppe sein. — Ob Ihr nun morgen fortkommt oder heute, — Ihr sitzt doch warm, trogdem wir fast verschnein. — Behüt Euch Gott zc.

Wir saßen ungefähr so 15 Stunden, — Als wir zu Fuß in Dahlen kamen an, — Woselbst wir heilten uns're Magenwunden, — So gut es eben dort nur gehen kann. — Der Wirth, ein Mann mit vielem sanften Wesen, — Ließ uns gleich in die gute Stube ein. — Behüt Euch Gott zc.

Dort stießen wir auf viele Unglücksbrüder, — Die mit dem Schnellzug wa'n von Leipzig da, — Und sangen mit uns gleiche Klagelieder, — Es war, als wär' schon unser Ende nah'. — Das Geld war knapp, — Man konnte das schon lesen — An Bügen, die sonst rosig mußten sein. — Behüt Euch Gott zc.

Trog alledem ist immer noch verblieben — Humor und Wig dem ganzen Unglückschwarm, — Sonst hätte man wohl sicher nicht geschrieben — Dies Lied, das an und für sich furchtbar arm. — Sind wir erst dann in Leipzig und in Dahlen, — Die Rüderinn'ung nehmen wir mit rein. — Behüt Euch Gott zc.

In Dahlen giebt es wirklich prächt'ge Leute, — So riefen wir aus einem Munde aus. — Wir sind zwar hier von gestern erst bis heute, — Doch so was kriegt man in der Kürze raus. — Der Wirth „Zum Anke“ bleibt uns unvergessen, — Zum Engel“ und „Zur Tanne“ hinterdrein. — Behüt Euch Gott zc.

Das Schicksal eines Paares Hofenträger, welches der „Ang. f. Hav.“ aus Spandau erzählt, vermerkt die Zahl der jetzt im Schwunge befindlichen Weihnachtsgedichten um eine rührende Nummer. Vor einem Jahre gab es in Spandau ein recht glückliches Brautpaar und als der Heiligabend herangekommen war, beschien sich die jungen Leute selbstverständlich. Die Braut überreichte ihrem Auserwählten auch ein Paar Hofenträger, die sie selbst gestickt hatte. Der junge Mann betrachtete aber das Geschenk mit bedenkllicher Miene und äußerte seine Zweifel darüber, daß die Braut eine große Uebung in weiblicher Handarbeit haben könne. Die Weihnachtsbestimmung wurde der Braut durch diese liebevolle Kritik gründlich verdorben und es entwidete sich zwischen den beiden jungen Leuten bald ein gespanntes Verhältnis, bis ihre Beziehungen gänzlich gelöst wurden. Jeder ging nun seinen eigenen Weg. Da führte ein Zufall beide Personen eines Tages von neuem zusammen, die Erinnerung an ein einseitiges Liebesglück wurde wach und es erfolgte eine Ausöhnung. Diese ist nun am letzten Heiligabend auch förmlich besiegelt worden und zwar mittelst derselben Hofenträger, zu denen inzwischen aber auch noch eine andere Stückerlei hinzugefügt worden ist. Die Fähigkeit in der Herstellung weiblicher Handarbeiten muß sich bei dem jungen Mädchen inzwischen sehr vervollkommen haben, denn der junge Ehemann in spo soll diesmal beide Gegenstände prachtvoll gefunden haben.

Auch den Berliner Droschken- und Thorwagenkutschern ist eine angenehme Weihnachtsüberraschung zu Theil geworden und zwar seitens des Kommissariats für öffentliches Fahrwesen. Am 3. Januar 1887 beginnt nämlich die Abstemplung der Fahrscheine der Droschken- und Thorwagenkutscher pro 1887 in alphabetischer Reihenfolge. Durch eine Verfügung des Herrn Polizei-Hauptmann v. Albert ist nun den Kutschern, welche verpflichtet sind, ihre Fahrscheine abstemplern zu lassen, nachgelassen worden, die Abstemplung des Fahrscheines ohne vorgeschrittene Livree bewirken zu können. Diese Bestimmung ruhte bisher schwer wie ein Alp auf der Brust jedes einzelnen Kutschers und die Befreiung dieser Bestimmung ist für die Kutscher eine große Erleichterung und haben dieselben hierdurch insgesamt, wie die „Allg. Fahr. Btg.“ zu berichten weiß, eine Ersparnis von jährlich ca. 2000 M., welche als Leibgeld an die Livreeverleiher bisher gezahlt werden mußten. Um sich nun für diese Erleichterung erkenntlich zu erweisen, wird von dem genannten Fachblatte jeder einzelne Kutscher, welcher im Besitze eines Fahrscheines ist, erucht, die Abstemplung desselben ja

Arbeit selbst den Vorzug einräumen, sondern sie auch exportiren, sogar nach London. Auf der Eisenbahn besprachen zwei Kaufleute das Projekt, belgische, geruchlose Kohle einzuführen, und sofort erklärte der eine, das dürfe man sich nicht gefallen lassen.

Daneben wird eine Frage lebhaft diskutirt, welche auch für Berlin ein eigenthümliches Interesse hat. An dem einen Platz agitirt man für längeres Offenhalten der Kaufgewölbe, an dem anderen hat sich eine „Shop hours Labour League“ (Vereinigung zur Verkürzung der Geschäftsstunden in den Läden), unter Präsidentschaft des Advolaten Sutherst gebildet, welche ein Gesetz über den Schluß der Shops anstrebt. Sie wird im Namen der Freiheit bekämpft. Die Geschäftsinhaber sollen freiwillig dem Uebermaß der Geschäftsstunden ein Ziel setzen. Aber die so sprechen, übersehen oder wollen nicht wissen, daß ihre Theorie bereits Schiffbruch gelitten hat. Vor gar nicht langer Zeit traten die Shopkeeper der Vorstädte zusammen und beschloßen Sperren ihrer Läden um 8 Uhr. Sie selbst athmeten auf und noch mehr ihr geplagtes Personal. Alle meinten nun, den Abend für sich zu haben, sich zerstreuen, ihrer Familie leben, an ihrer Weiterbildung arbeiten zu können. Aber bald ließ hier und da ein Pfliffiger sein Geschäft über die am Schaufenster kund gemachte Stunde hinaus offen, um allein ernten zu können. Natürlich bemerkten die Nachbarn das, aber anstatt die Uebertrieben zur Beachtung des selbstgegebenen Gesetzes anzuhalten, folgten sie deren Beispiel, die Schlußzeit rückte wieder vor, die Aufschriften verschwand nach und nach, und längst wird wieder nicht bloß am Samstag, dem Einkaufstage für den Feiertag, alles Nothwendige und alles Ueberflüssige bis in die finstere Nacht feilgeboten. Und so kann denn in Wahrheit nichts als das Gesetz dieser wilden Jagd nach dem Penny Einhalt thun.

In dieselbe Rubrik gehört das Ankündigungswesen. So oft es geschildert worden ist, erregt es immer auf's Neue unser Staunen und bleibt es uns räthselhaft, wie die Geschäfte dabei ihre Rechnung finden können. Gegenwärtig scheint „Pear's Soap“ die Stelle einzunehmen, welche vor

sich mit dem schmalsten Raum und der kleinsten Schrift bescheiden. Natürlich, der Londoner weiß ja ohnehin Bescheid und um den Fremden kümmert man sich nicht. Entsprechend steht es um die Straßenaufschriften. Von Gleichmäßigkeit kann keine Rede sein, weil jedes Kirchspiel unabhängig vorgeht, oder man läßt auch die Schrift von Regen und Rauch absolut unleserlich machen, offenbar auch wieder, weil die Bewohner der Gegend ohnehin wissen, wie die Gassen heißen. Wäre nicht der Polizeman, dessen Gefälligkeit noch immer über alles Lob erhaben ist, man würde häufig gänzlich rathlos sein. Denn Vorübergehende zu fragen, hat, wie bekannt, seine bedenkliche Seite. Ein Engländer rath, in einem Gewölbe Auskunft zu erbitten, „denn im eigenen Hause sagt der Londoner nur die Unwahrheit, wenn er ein Geschäft damit machen kann.“ Aber dieser Rath läßt sich in den ferneren Vorstädten, wo man sich am leichtesten verirrt, nicht immer befolgen, weil oft weit und breit kein Geschäft zu finden ist. Sogar Tramwagen können zur Trefführung beitragen. Ein Vorzug dieser besteht bekanntlich darin, daß sie nicht umzuwenden brauchen, und die Aufschrift, welche in der einen Richtung vorn war, also das Endziel besagte, in der entgegengekehrten hinten ist; in London aber bestehen diese Aufschriften eben so häufig in falscher wie in rechter Richtung, und wer sich nach ihnen orientiren will, kann läbel ankommen. Trambahnen gelten übrigens für nicht fashionable und dürfen daher die vornehmeren Stadttheile höchstens streifen, während die Omnibusse überall gelitten sind; die Götter mögen wissen, worauf diese Klassifikation sich gründe. Selbstverständlich ist in allen öffentlichen Fahrwerken die Zahl der vorhandenen Plätze nicht nur vorgeschrieben, sondern sie wird auch respektirt; ist der Wagen „full“, so läßt der Kondukteur Niemand mehr einsteigen. In London läßt sich das ohne den geringsten Anstand durchführen, wie in Paris, Berlin zc.!

Zu den Merkwürdigkeiten gehört auch, daß das Dach der Omnibusse und Tramwagen, wo auch Damen, wenn irgend möglich, Platz nehmen, nur eine Barriere aus Eisenstangen zu haben pflegt, keinen soliden Rand, so daß

recht pünktlich, wenn möglich an dem dazu bestimmten Tage bewirken lassen zu wollen, da den Beamten des öffentlichen Fuhrwesens durch die Verzögerung größere Arbeiten entstehen.

Bei einem kürzlich verheiratheten Ehepaar in der Marktstr. 28a, einem Kolonialwaarenhändler, vermutheten Diebe anscheinend viele Werthgegenstände und planten daher einen nächtlichen Einbruch. Sie stiegen zu diesem Behufe in der Nacht zum Sonnabend in den Nebelortstascher eines in demselben Hause wohnenden Bäckers, gelangten von hier aus in den Keller des Kaufmanns und stiegen sodann auf der Verbindungstreppe nach dem Laden hinauf. Nachdem sie die Ladentasse erbrochen hatten, in der sie nur wenig fanden, entfernten sie sich auf demselben Wege unter Mitnahme einiger Kolonialwaaren. Im Keller des Bäckers schienen sie sich Zigaretten in Brand gesteckt zu haben. Der Kaufmann erwachte zwar durch ein Geräusch im Laden, legte sich jedoch sofort wieder nieder, als er von dort nichts weiter Verdächtiges wahrnahm. Die Absicht, in die anstoßende Wohnung zu gehen, hatten die Diebe aufgegeben.

Ueber die Ergreifung zweier des Mordes Verdächtigen wird aus Bernau folgendes gemeldet: Am 21. d. M. Nachmittags wurde in der Bernauer Stadtförst an dem Wege von Piegny nach Wasdorf eine Leiche aufgefunden. Wie aus den bei derselben vorgefundenen Papieren ersichtlich war, war der Verstorbene der 45 Jahre alte Tischlergeselle Lorenz. Da einige Schritte von der Leiche der Schnee vollständig zertritten war, auch Spuren darauf hindeuteten, daß die Leiche fortgetragen worden war, so wurde ein Verbrechen vermuthet. Des Mordes verdächtig erschienen mehrere Personen, mit welchen sich der Verstorbene von Wasdorf aus nach Bernau begeben wollte, und als die Personen sind der Schuhmacher Piotrowski und der „Arbeiter“ und Weber Hagenert festgestellt worden. Der erstere wurde in Briesen a. D., letzterer in Oberswalde dringefest gemacht.

Beim Taschendiebstahl abgefahrt wurden am 24. d. M. der mit Buchhaus bereits vielfach — im Ganzen mit 38 Jahren — bestrafte „Arbeiter“ Nieß auf dem Weihnachtsmarkt und am 26. d. M. der Kellner Dose in der Passage von einem Kriminalschutzmänn. Außer den ihnen auf frischer That abgenommenen und den Bestohlenen bereits zurückgegebenen Portemonnaies wurden in ihrem Besitz noch drei vorgefunden, welche sie kurz zuvor gekauft haben wollen. Es liegt aber der dringende Verdacht vor, daß die drei Portemonnaies ebenfalls gestohlen sind. Das erste ist ein kleines, schwarzes, gepreßtes, mit schwarzem Leinwand gefüttert, rundem Klappschloß versehen und 1 M. 50 Pf. Inhalt, das zweite ein großes, aus einem Stück gearbeitet, von schwarzem, imitierten Sechseckleder, ohne Futter, mit gelbem Schieberchloß und 3 M. Inhalt, das dritte ein kleines Portemonnaie von schwarzem Glaceleder, mit gelbem Bügel, enthaltend 82 Pf. und verschiedene Fälschungen. Letzteres hat der Dieb selbstständig am 26. einer Dome in der Passage vor dem Schaufenster des Casan'schen Panoptikum aus der Manteltasche gezogen. Etwas Bestohlene mollen sich auf dem Kriminal-Kommissariat, Mollenmarkt 1, Zimmer 77, in den Vormittagsstunden von 9—1 Uhr zur Verhaftung der Portemonnaies melden.

Selbstmord in einem Restaurant. In der verfloffenen Nacht betrat ein gutgekleideter Mann das Restaurationslokal von Leitmann in der Brunnenstr. 9, bestellte sich ein Glas Bier und setzte sich damit in eine Ecke des Zimmers. Nachdem er dasselbe ausgekostet, sprang er auf, und sich an einen der Gäste wendend, sagte er in aufgeregtem Tone: „Ach habe mich vergiftet“ und sank mit verzerrten Zügen auf einen Stuhl zurück. Schleunigst holte man bei dem 62. Polizeirevier Hilfe. Mittels Droschke wurde der Vergiftete in die königl. Charite eingeliefert, verstarb daselbst jedoch, trotz aller angewendeten Gegenmittel, ohne vorher die Besinnung wieder erlangt zu haben. Aus bei dem Verstorbenen vorgefundenen Papieren ergab sich, daß derselbe ein Kaufmann Ludwig Sch. sei.

Grober Unfug! Der Bezirksvorsteher K. bemerkte, der „Berl. Zig.“ zufolge, eines Tages, wie sein acht Jahre alter Knabe von einem dreizehnjährigen Schüler auf der Straße geschlagen wurde. Er trat an die Knaben heran, verlegte als Vater seinem Sohne eine Ohrfeige und that ein Gleiches darauf dem dreizehnjährigen Jungen gegenüber, mit welchem er vorher in den Thorweg des Rebenhauses getreten war. Der dreizehnjährige Bürsche erhobte alsdann Herrn K., so daß der letztere dem Knaben nachließ, um seine Person festzustellen und dem Lehrer anzuzeigen. Während Herr K. den Jungen verfolgte, trat ein Schutzmänn an ihn heran und stellte ihn zur Rede. Herr K. erklärte dem Schutzmänn, daß er seinen Namen gern nennen wolle, nur solle das in seinem Hause geschehen, das unmittelbar in der Nähe lag. Wenige Tage darauf erhielt Herr K. ein Strafmandat in Höhe von drei Mark vom Polizeipräsidenten zugesandt, weil er dadurch groben Unfug verübt habe, daß er einen Knaben in das Gesicht geschlagen und einem anderen Knaben, der ihn angeblich verhöhnt, etwa 200 Schritte nachgelaufen sei. Herr K. wandte sich alsdann an das Polizeipräsidenten und setzte denselben den wahren Sachverhalt auseinander. Darauf wurde Herr K. folgendermaßen von der genannten Behörde beschieden: „Ihre Beschwerde kann als be-

Jahreszichten „Hollway's Pills“ behaupteten. Es wäre leichter, die Dertter aufzuzählen, wo uns die Seife nicht in Erinnerung gebracht wird, als umgekehrt. Plakate von einem bis sechs oder sieben Schuh Höhe wechseln miteinander ab, in schwarzem und in Farbendruck, und in allen Zeitungen wiederholt sich „Pear's Soap“ zwölf- oder zwanzigmal untereinander. Hier bescheinigt Adelina Patti in Noten, daß diese Seife die beste der Welt sei, dort lächelt uns das Bild dieser oder jener berühmten Schönheit an mit einem ähnlichen Atest als Legende; die Mohrenwäsche, die Knabenwäsche und allerlei andere Bilder dienen demselben Zweck, und als der weiße Elefant aus Siam ankam, verflüchteten die Straßeneden, derselbe verdanke seine Farblosigkeit Pear's Seife. Man schätzt die Anfündigungskosten des Hauses auf jährlich 40 000 Pfund Sterling — gewiß nicht zu hoch, da schon die täglichen Anzeigen in sämtlichen Blättern („Standard“ mit einer Auflage von 256 000 Exemplaren, „Daily Telegraph“ nicht viel niedriger u. s. f.) Unsummen kosten müssen. Wie viel mag da an jedem Stück Seife verdient werden, das 6, ja 7 Pence im Einzelverlaufe kostet?

Die großen Auflagen der Zeitungen sagen schon, wie viel in England gelesen wird, und dazu kommen noch die ungeheuren Mengen wohlfeiler Bücher. Wirklich liest in England jeder und überall und bei jeder Beleuchtung. Auf der Eisenbahn im vollen Sonnenlichte oder unter den wechselnden Schatten eines flatternden Fenstervorhanges, bei dem Duster der Petroleumlampe — im Hintergrunde des Zimmers, lange nach Sonnenuntergang werden Zeitungen gelesen, deren sieben oder neun Spalten engen Druckes ohnehin das Auge anstrengen und verwirren. Und nun frage ich: wie kommt es, daß man in England Brillen fast nur bei Damen sieht, während in Deutschland die Kurzsichtigkeit dermaßen überhand nimmt und die Augengläser zu einem nationalen Kennzeichen geworden sind, wie früher bei den Spaniern?

(N. fr. Br.)

gründet nicht erachtet werden, weil die diesseitigen Ermittlungen ergeben haben, daß Sie sich auf offener Straße ungebührlich benommen haben und somit auch mit Recht denunziert worden sind. Das Verhalten des Schutzmänn N. kann diesseits nicht gemißbilligt werden.“ Bemerk sei nur, daß der ganze Vorfall sich in der Straße abspielte, in welcher Herr K. wohnt und Bezirksvorsteher ist und daß selbst der Polizeileutnant ihm erklärte, er habe in jeder Beziehung korrekt gehandelt.

Polizei-Bericht. Am 27. d. M. durchschritt sich ein Mann in seiner Wohnung in der Strelitzerstraße die Pulsadern und starb an Verblutung. — Am demselben Tage Vormittags wurde der obdachlose Arbeiter Jänisch auf einem Steinplatz am Hallschen Ufer erstarrt vorgefunden. Nach der Wache des 34. Polizeireviere gebracht, starb er kurze Zeit darauf. Der Tod ist, wie ärztlich festgestellt, durch Ertrinken herbeigeführt worden. — Gegen Mittag wurde in der Landstraße Allee ein 8 Jahre alter Knabe durch einen mit Schnee beladenen Abfuhrwagen überfahren und so schwer verletzt, daß er, nach dem Krankenhause im Friedrichshain gebracht, bald darauf verstarb. Den Richter soll keine Schuld treffen. — Um dieselbe Zeit starb plötzlich im Flur des Hauses Barwaldrstr. 62 der Schuhmacher Ohlsen, wie ärztlich festgestellt, am Schlagfluß. — Nachmittags stiftete eine 68 Jahre alte Frau auf dem Bürgersteig vor dem Hause Blumenstr. 59 aus, stürzte nieder und brach das Schlüsselbein. — In der Nacht zum 28. d. M. machte ein Herr in einem Schanklokale in der Brunnenstraße den Versuch, sich zu vergiften. Er wurde noch lebend nach der Charite gebracht. — Am 27. d. M. gerieth in der Kellerwohnung des Hauses Dresdenstr. 130 ein zu nahe am geheizten Ofen stehendes Bett und in der Dragonenstr. 36 eine Schmelde durch eine zu dicht darunter aufhängende brennende Petroleumlampe in Brand. — Außerdem brannte in der Nacht zum 28. d. M. in dem Grundstück Brunnenstr. 136 die Balkenlage unter einer Kochmaschine.

Gerichts-Zeitung.

Im Kriminalgericht herrschte gestern noch Feiertagsstille. Die Strafkammern hatten ihre Sitzungen noch nicht aufgenommen und nur einige Urtheilungen des Schöffengerichts waren in Thätigkeit. Aber auch hier betrafen die Verhandlungen ihrer großen Mehrtheil nach nur unbedeutende Uebertretungen, kleine „Diebstahlsachen“ und einige Fälle von Betrug und Unterschlagung geringer Geldbeträge; nichts, was allgemeineres Interesse beanspruchen dürfte.

Unter einem ansehnlichen Aufgebote zahlreicher Polizeimannschaften wurde gestern der Strafkammer des Landgerichts I der frühere Feuerwehrtatler jetzige Handelsmann Franz Meinide vorgeführt. Der Angeklagte ist ein Bekannter und guter Freund des zur Zeit in der Beobachtungsstation der neuen Charite befindlichen Eindrehers, Metallschleifers Eugen Schlink, welcher gegenwärtig den „Wilden Mann“ macht. — Im Laufe des vergangenen und des laufenden Jahres machte eine gefürchtete Eindrehervereinigung der hiesigen Kriminalpolizei viel zu schaffen und es wurden damals durchschnittlich aus dem Potsdamer Viertel mindestens zwei Einbrüche gemeldet, deren eigenartige Ausführung, welche von der bisher beobachteten Eindrehertechnik völlig abwich, darauf schließen ließ, daß immer derselbe Thäter seine Hand dabei im Spiele habe. Neue Diebstähle wurden in der Art ausgeführt, daß die in den Wohnungen befindlichen Möbel, welche Werthhaben und Geld vermuthlich enthielten, stets von oben her geöffnet wurden, so daß an den erdrossenen Möbelstücken von außen eine gewaltsame Öffnung nicht wahrgenommen werden konnte und die Bestohlenen demnach erst geraume Zeit hinterher den ihnen zugefügten diebstahligen Eintrif in ihr Eigenthum zufällig gewahrten, nachdem die Diebe ihren Raub längst in Sicherheit gebracht. Der letzte derartige Diebstahl war am 6. Juni d. J. bei dem in der Schwerinstraße zu Schöneberg wohnhaften Sekretär Schulz verübt worden; auf die angegebene Art waren daselbst Gold- und Werthgegenstände, ca. 70 M. in Gold und ein kleiner Betrag Silbergeld, das Wirtschaftsgeld der Hausfrau, sowie ein Staatsschuldschein gestohlen worden. Einige Wochen vor Pfingsten des Jahres 1884 hatten nun bereits verschiedene Bewohner jenes vielfach gebrandschagten Stadttheils in der Steinweg- und Schwerinstraße einen feingekleideten Herrn Patrouille gehen gesehen; sie vermutheten in der Person dieses feinen Herrn einen Schmiedesieber und mehrere Frauen bezeichneten im Verbrechenalbum die in demselben enthaltene Photographie des Meinide als dem Aeußern jenes „feinen Herrn“ entsprechend. Meinide war der Kriminalpolizei schon längst als ein Genosse des Schlink verdächtig, weil er s. B. mit demselben in Grlitz eines Diebstahls, den er mit Schlink gemeinschaftlich verübt haben sollte, angeklagt und dort in Untersuchungshaft gewesen war; damals wurde Schlink verurtheilt, dagegen Meinide wegen mangelnden Beweises freigesprochen. Seitdem betrieb Meinide, welcher als Kutscher schon längst infolge verschiedener Vorstrafen sich nicht mehr ernähren konnte, einen Handel mit Goldwaaren. Dem gegebenen Fingerzeig folgend, schritt nun, nachdem in diesem Jahre jener Diebstahl bei Schulz ausgeführt worden, die Kriminalpolizei zu einer Hausdurchsuchung in der Wohnung des p. Schlink, welcher es bisher meisterhaft verstanden, sich unliebsamen Nachforschungen zu entziehen; diese Hausdurchsuchung ließ keinen Zweifel daran, daß Schlink jener Dieb war, denn in seiner Wohnung fanden sich die bei Schulz gestohlenen, sowie noch andere mathematisch gestohlene Werthgegenstände, jener dem Schulz gestohlene Staatsschuldschein und circa 70 Mark bares Geld in Gold, sowie außerdem einiges Silbergeld. Am Tage darauf wurde Meinide, in welchem man den Beihelfer zu jenem Diebstahl vermuthete, in seiner Wohnung in der Voßtringerstraße von Kriminalbeamten verhaftet. Eine bei ihm stattgefundene Hausdurchsuchung verlief resultatlos; es deuteten jedoch alle Anzeichen darauf hin, daß Meinide auf die polizeiliche Wiste vorbereitet war; die Beamten trafen die Familie gemüthlich beim Kaffeetisch sitzend. Beide, Schlink und Meinide, als mathematische Komplizen unter Anklage gestellt, leugneten zunächst Alles. Der erstere macht, wie bereits erwähnt, zur Zeit offenbar als Simulant den „Wilden Mann“ um der Last der ihn bedrohenden Justizjahre auszuweichen; Meinide dagegen blieb beharrlich bei dem System des Ableugnens und erbot sich zur Verbringung eines Alibi-Beweises. Seine Angaben nach dieser Richtung gehen dahin, daß er am Tage, als der Diebstahl in der Schwerinstraße ausgeführt worden, mit einem Geschäftsfreunde im Handel'schen Lokale in der Invalidenstr. behufs Erledigung eines Abrechnungsgeschäfts sich aufgehalten habe. Jener von ihm zu diesem Zweck als Entlastungs-Beuge vorgeschlagene Geschäftsfreund sowie dessen Ehefrau gaben ihre Aussagen in diesem Sinne ab; ein amtlich vorgeladener Kriminal-Beamter, welcher diese Zeugen vordem im ersten Stadium der Untersuchung vernommen, machte hierbei auf Widersprüche aufmerksam. Auch bezüglich des anderen Punktes. Der Recognition auf Grund des Verbrecher-Albums tritt Meinide einen Alibi-Beweis an. Der Staatsanwalt erachtete die Bemühungen des Angeklagten nach dieser Richtung hin als völlig mißglückt und beantragte demgemäß gegen den wegen Diebstahls bereits vorbestraften Angeklagten 6 Jahr Zuchthaus und Ehrverlust. Der Staatsanwalt hob mit besonderer Betonung hervor, daß nach der Aussage des Kriminalkommissar Braun Diebstähle, wie die von Schlink mit genialer Gewandtheit eigenartig ausgeführten, seit der Verhaftung des Schlink ausgeführt haben. Der Verteidiger zieht aus dem Ergebniss, welches im Zusammenhang die Aussagen der Be- und Entlastungszeugen geliefert, den Schluß, daß ein non liquet vorliege. Der Gerichtshof schloß sich den Ausführungen des Verteidigers in der Hauptsache an; demgemäß ward die Sache mit Bezug auf die Thäterschaft des Angeklagten nicht in dem Grade für genügend aufgeklärt erachtet, daß eine Verurtheilung des Angeklagten er-

folgen konnte. Das Urtheil lautete auf Freisprechung des Meinide.

Reichsgerichts-Entscheidungen. (Nachdruck verboten.) Leipzig, 27. Dezember. Der Pastillenfabrikant Christian Wilhelm Adolf Schinke in Hamburg war vom dortigen Landgerichte wegen Betruges und unrechtmäßiger Führung des Dokortitels am 11. Oktober verurtheilt worden. Den Dokortitel brachte er bei Anpreisung seines Fabrikates zur Anwendung, indem er dasselbe bezeichnete als „Dr. med. Schinke's Pastillen“. Er hatte zwar vor Gericht beides die Insinuation zurückgewiesen, daß er sich selbst unter dem Dr. med. verstanden wissen wolle, und behauptete, es sei damit ein Unfug von ihm gemeint. Das Gericht war aber hiervon nicht zu überzeugen, um so mehr, da der Angeklagte nicht einmal den Nachweis zu liefern im Stande war, daß er wirklich einen Unfug begeht, der sich des Dokortitels erfreut. Der ihm zur Last gelegte Betrug bestand darin, daß er einem gewissen N., dessen geistiges Fassungsvermögen anscheinend ein sehr geringes ist, unter den abenteuerlichsten Vorspiegelungen, die einen normalen Menschen wegen ihrer inneren Widerstände nie zu täuschen im Stande gewesen wären, größere Geldbeträge entlockt hat. Er hatte nämlich von einer geheimnißvollen Erbschaft gekunkert, die er gemacht haben wollte, und behauptet, er brauche das Geld des N. zur Realisirung dieser Erbschaft. — Schinke fühlte sich durch das Urtheil beschwert und legte Revision beim Reichsgerichte ein, die auch, soweit der Betrug in Frage stand, als begründet erachtet wurde. Der 3. Strafsenat hob das Urtheil insoweit nebst den thatsächlichen Feststellungen auf und verwies die Sache in die erste Instanz zurück. In den Gründen wurde gesagt, es sei nicht genügend festgestellt, daß der Angeklagte durch Täuschungen, die er hervorgerufen haben soll durch allerhand sich widersprechende Vorspiegelungen, auch seinerseits hat bewirken wollen und bewirkt hat, daß ihm die Geldzahlungen gemacht wurden.

Wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz war der Schlächter Leopold Sommer vom Landgerichte in Aresfeld verurtheilt worden. Ein Bauer besaß eine Kuh, die an chronischer Abmagerung infolge von Verwundung litt und nicht mehr lange leben konnte. Im Auftrage des Bauers schlachtete der Angeklagte das Thier, dessen Fleisch wegen seines tuberkulösen und sinnigen Gehaltes vom Thierarzt für ungenießbar erklärt wurde. Nachdem der Angeklagte 6 M. für das Schlachten erhalten hatte, ersuchte er den Eigentümer der Kuh um Ueberlassung von etwas Fleisch für die Hunde. Er nahm sich dann den Kopf, das Herz und ein Hintertheil mit. Von dem letzteren verkaufte er 17 Pfund sowie das Herz das Pfund zu 30 Pf.; außerdem bot er einer Frau den halben Kopf zum Kaufe an. Nach dem Gutachten der medizinischen Sachverständigen kann der Genuß solchen Fleisches, roh oder gebraten, bei einem Menschen die Tuberkulose hervorrufen. Da der Angeklagte, wie das Gericht annahm, dies hätte wissen müssen, so wurde er für schuldig erklärt und zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt. — Sommer behauptete in seiner Revision, es sei nicht festgestellt, daß solches Fleisch, wenn es gelocht genossen wird, auch schädlich sei; diejenigen Personen, welche es genossen, hätten in der That keinen Schaden an ihrer Gesundheit gelitten. — Das Reichsgericht (I. Strafsenat) sah jedoch diese Vorbringungen als unwesentlich an und verwarf die Revision.

Das melancholische Schwein. Eine Verhandlung voll heiterer Momente fand vor einigen Zeit in Wien vor dem Bezirksgerichte Leopoldstadt statt. Die Privatbeschädigte, eine alte Frau, erhob gleich zu Beginn ihrer Vernehmung die den Richter in nicht geringes Staunen versetzende Anklage, ihr armer, unschuldiger Mann sei von dem Beschuldigten durch einen Steinwurf getödtet worden. Erst nach vielen Fragen gelang es, zu ermitteln, daß mit dem „Manne“ ein Schwein gemeint sei, ein männliches Schwein. Im Sommer dieses Jahres ritz der Wächter Josef Chocholatti aus Raasd gegen Frau Anna Antonowitsch, weil sie ihm die Wohnung gekündigt hatte, das Dach ihres Schweinestalles ab und dabei soll er auf den Rücken eines der Anfassen, eines wunderschönen Schweines, einen gewaltigen Biegelstein geworfen haben.

Richter: Ist das Schwein durch den Wurf sogleich getödtet worden?

Zeugin: Nein, Herr Richter, es ist nur ohnmächtig geworden, hernach ist es so krank geworden, daß es einen halben Tag nichts hat essen können und hernach haben wir's schlachten müssen und hernach — (weinend) — hernach haben wir's gegessen.

Richter (zum Angeklagten): Nun, was sagen Sie dazu Herr Chocholatti?

Angekl.: Alles erlogen, Herr Richter! Die Sau ist von selbst gestorben — sie hat sich vergiftet!

Richter: In der That? Das Schwein hat sich also nach Ihrer Meinung mit Selbstmordgedanken getragen?

Angekl.: Freilich, Herr Richter, es ist schon drei Tag' lang ganz trübelig und schwermüthig dahingewadelt, daß einem das Herz in den Rippen hat wehtun müssen. Wie's halt nicht länger hat leben wollen, hat sich's die Schnauze in Lauge gesteckt — und maustodt ist's geblieben.

Diese rührende Geschichte klang so wenig wahrscheinlich, daß die Vernehmung mehrerer Zeugen, Beobachter desselben Hauses, sich als nothwendig erwies. Dieselben konnten nur die Beschädigung des Daches bestätigen, wußten jedoch über den Schweinemord nichts Bestimmtes auszusagen. Der Richter verurtheilte den Angeklagten wegen boshafter Beschädigung fremden Eigenthums zu einer Arreststrafe in der Dauer von drei Tagen, sprach ihn jedoch von dem ihm zur Last gelegten Schweinemord frei.

Vereine und Versammlungen.

Nachverein der Tischler. Der Zentral-Arbeitsnachweis des Vereines (Blumenstr. 56) ist am 31. Dezember, sowie am 1. Januar für Arbeitssuchende geschlossen; jedoch können schriftliche Gesuche der Arbeitgeber um Zuschickung von Gesellen auch an diesen Tagen in den am Eingang zum Arbeitsnachweis befindlichen Briefkasten gelegt werden. — Die Jahrestellen des Vereines sind am 1. Januar ebenfalls geschlossen. Die nächste Vereinsversammlung findet am Sonnabend, den 8. Januar, in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28, statt.

Vorträge. In den Monaten Januar und Februar wird der praktische Arzt Dr. m. d. Sturm im Saale des kath. Vereinshauses, Niederwallstr. 11, folgende Vorträge halten: Mittwoch, 5. Januar, über das Thema: Was ist Blutreinigung? Dienstag, 18. Januar, über Nerven- und Rückenmarksleiden, ihre Ursachen, Verhütung und Heilung; Dienstag, 1. Februar, über Blutarmuth, deren Ursachen, Verhütung und Heilung; Mittwoch, 16. Februar, über Hautpflege und Hautkrankheiten. Beginn der Vorträge 8 1/2 Uhr präzis. Damen wie Herren haben Zutritt.

Verein für Technik und Gewerbe. Mittelstraße 65, Mittwoch, Abends 8 1/2 Uhr, Vortrag. Gäste willkommen.

Gesang- und gefellige Vereine am Mittwoch. „Frena“ Gesangverein der freireligiösen Gemeinde. Uebungsstunde Abends 8 Uhr Mühlstraße 6. — Gesangverein „Norddeutsche Schiffe“ Abends 9 Uhr Dresdenstr. 72—73 im Restaurant „Eden-Theater“.

Kleine Mittheilungen.

Aus Thüringen, 26. Dez. Die neuesten thüringischen Zeitungen melden, daß bis jetzt in Thüringen nicht weniger als 21 Personen im Schnee erstoren aufgefunden worden sind.

Mannheim, 23. Dezember. Einen Selbstmord verübte in der vergangenen Nacht der hiesige, am Redarhafen wohnhafte Küfermeister Peter Bauer. Derselbe hat sich erst mit einem

Mastmesser die Pulsader geöffnet und sich sodann mit einem Beil die linke Hand oberhalb des Gelenkes vollständig abgehauen. Heute früh wurde derselbe in stehender Haltung tod auf seinem Gewerkeplatz aufgefunden; der Tod war durch Verblutung eingetreten.

Köln, 27. Dezember. Nach den neuesten Nachrichten über die Witterung, den Wasserstand des Rheins und der Nebenflüsse ist vorläufiglich auch hier aus den Ufern treten wird, so fordert das Hafenkommissariat den Kaufmannsstand auf, die auf den Werften lagernden Güter möglichst schnell zu entfernen, und ersucht, die Güterabnahme von den Schiffen derart einzurichten zu wollen, daß die Stücke sofort nach der Ausladung aus den Schiffen abgehoben werden.

Augsburg, 24. Dez. In Rissing bei Augsburg schnitt ein Bauer seinem Nachbar durch einen wuchtigen Sensenbieh Nachts den Körper entzwei. Der Schwererlegte verschied nach stundenlangem Liegen auf offener Landstraße hilflos. Der Thäter ist geständig, will jedoch einem Andern ausgelauert haben.

Wien, 22. Dezember. Bei Boderham in Böhmen ereignete sich in der vorigen Woche der Fall, daß ein Jäger und ein Wilddieb einander erschossen. Der 32-jährige Forstadjunkt Karl Oberl wurde im Auberger Forste bei Boderham in der Nähe einer großen Schlucht erschossen aufgefunden. Zweihundert Schritte von ihm entfernt lag tödtlich verwundet ein Wilddieb, welcher früher Jäger in demselben Forste gewesen war. Der Jäger hatte den Wilddieb bei der Schlucht angetroffen und sich sofort an dessen Verfolgung gemacht. Der Wilddieb schoß auf seinen Verfolger, die Kugel traf denselben in die Brust und verwundete den Jäger tödtlich. Dieser fand aber noch die Kraft, auf den Wilddieb zu schießen und stürzte dann sterbend zusammen. Der Wilddieb kam, nachdem man ihn aufgefunden hatte, nochmals zum Bewußtsein, erzählte den Hergang in der eben geschilderten Weise und starb dann. Neben ihm lagen zwei geschossene Hasen, ein erlegter Fasan, ein ausgeschossenes doppelläufiges Gewehr und Munition.

Budapest, 24. Debr. In manchen Orten Südungarns, wo es mit der öffentlichen Sicherheit gar schlimm bestellt ist, wird die Verwahrung von Hab' und Gut im Wege einer Minuendo-Auktion einem Konsortium übergeben, welches für jeden vorkommenden Schaden Ersatz zu leisten hat. Ein solches in amerikanischer Manier errichtete Vigilanz-Komitee fungirte auch, sechs Mann hoch, in Balkan. Doch die Braven fanden es einträglich, sich an fremdem Eigentum zu vergreifen, als es zu bewachen; sie brachen, wie die „Tem. Btg.“ berichtet, vor kurzem in das Magazin eines dortigen reichen Kaufmannes ein und begannen die mit Weizen und Mais gefüllten Säcke fortzuführen. Zufällig kam der Gendarmen-Postenführer des Weges; er erbllickte in dem Magazin zu ungeschickter Zeit Licht und das erregte seinen Verdacht. Er schlich sich an die Scheuer heran und bald mußte er, was vorgebe. Und nun warf er sich, mit seinem Haubajonet bewaffnet, auf die Strohe, und in dem dunkeln Raume entspann sich ein furchtbarer Kampf eines Einzigen gegen Sechs. Die Räuber warfen sich auf den sie attackirenden Gendarmen, in der Absicht, ihn zu ermden, da er sie kannte und sie sonst verathen hätte. Sie warfen Säcke über ihn, schlugen mit Steinen und knihrten auf ihn los; der Gendarm aber gab, obwohl bereits aus zahlreichen Wunden blutend, nicht nach und es gelang ihm, vier der Strohe in die Flucht zu jagen, worauf er die übrigen beiden, die nicht mehr zu entkommen vermochten, festnahm. Einer derselben, ein gewisser Juon Dofu, ist Mitglied des Gemeinde-Ausschusses und sollte demnächst zum Richter gewählt werden. Der Gendarm ist schwer, wenn auch nicht lebensgefährlich verwundet.

Zwönitz, 23. Dezember. Ueber eine am 21. Dezember früh gegen 7 Uhr in einer hiesigen Fabrik vorgekommene Dampfexplosion, bei welcher Menschen glücklich Weise nicht verletzt wurden, wird der Lokalpresse mitgeteilt, daß allem Vermuthen nach dieselbe dadurch entstand, daß der betreffende Feuermann Abends vorher, um früh das Anfeuern des Kessels mit durchaus frischem Brennmaterial zu ersparen, die noch glühenden Kohlen nach den Feuerthüren gezogen und hier mit angefeuchteten Kohlen gedeckt hat, — ein leider vielfach gebräuchliches, aber durchaus verwerfliches Verfahren. Morgens hat er dann die noch glühenden Kohlen auf dem Kofte vertheilt und frische darauf geworfen. Da nun infolge des heftigen Schneesturmes jener Nacht die obere Mündung des hoheit zugehörigen Schornsteines zum großen Theil, noch wahrscheinlicher aber gänzlich, mit Schnee zugeweht war, so konnten die aus den Kohlen sich entwickelnden Gase nicht durch den Schornstein abgehen; dieselben bildeten vielmehr mit der beim wiederholten Öffnen der Feuerthüren zutretenden frischen Luft ein höchst explosibles Gasgemenge, welches die Rüge des Kessels erfüllte und endlich durch eine hell aufflackernde Flamme plötzlich entzündet wurde. Die dadurch in größter Menge entstehenden Brandgase konnten nicht allein durch die Feuerthüren entweichen; sie suchten noch andere Auswege und zersprengten das Kesselgemäuer nach allen Seiten, ohne daß es dabei jedoch umgeworfen wurde. Dem Kessel selbst ist außer einer kleinen Formveränderung der hinteren Steinwand und einer Lockerung der Rohrverbindungen in derselben ein weiterer Schaden nicht zugefügt worden.

Brüssel, 25. Debr. Die Ostender Fischfamilien haben seit dem letzten schweren Sturme Lage voll tödtlicher Angst erlebt. Zwei Fischerboote, jedes mit 6 Leuten bemannt, hatten bereits am 3. Dezember den Hafen verlassen und seit Wochen, lange über die gewöhnliche Zeit hinaus, nichts mehr von sich hören lassen. Täglich bot der Damm am Strande ein herzerschütterndes Schauspiel: angestarrte Frauen, Männer und Kinder, die Verwandten der zum Fange hinaus gefahrenen Fischer, standen da weinend und verzweifelt, stundenlang sehnsüchtige Blicke nach allen Winkeln des Horizonts wendend. Mit Einbruch der Nacht lehrten die Armen traurig und enttäuscht in ihre Wohnungen zurück, um mit neuer Hoffnung am folgenden Tage die Ausschau zu wiederholen. Erst am letzten Sonnabend kam, wie der „Frankf. Btg.“ geschrieben wird, von Gent die Nachricht, daß die beiden Fischerboote, vom Unwetter in die Schelde getrieben, in dem Hafen dieser Stadt angelangt seien. Gestern endlich trafen dieselben mit ihren Angehörigen in Ostende und bei ihren Familien ein. Die Tapferen waren auf hoher See von dem furchtbaren Sturme am 7. ds. Mts. überrascht worden und haben 72 Stunden lang, gegen Wind und Wogen kämpfend, dem Tode getrotzt. Nur durch Wunder von Muth, Kraft und Selbstverleugung gelang es ihnen, mit ihren schwachen Fahrzeugen, welche Segel und Tawe verloren hatten, die See zu halten. Zuletzt war ihnen der Proviant ausgegangen, mehr als 72 Stunden entbehrten sie aller Nahrung, und sie waren vielleicht dem Hungertode erlegen, wenn ihre Alarmsignale nicht von den Einwohnern von Helvoetsluis an der holländischen Küste bemerkt worden wären, die ihnen zu Hilfe eilten und ihre Schakppen durch den Kanal von Ternenzen in den Genter Hafen brachten. Als diese Leute, die bei dem Abder de Graede in Dienst stehen, ihre Rechnung beglichen, wurde ihnen für ihre achtzehntägige Arbeit die Summe von 6 Francs 35 Centimes pro Mann ausgezahlt, das ist 35 Centimes pro Tag und 5 pCt. von dem Werth ihres Fanges, der auf dem Genter Markt 459,87 Francs eingebracht hatte. Einige von diesen Leuten, die, zu Tode erschöpft, den Abder gebeten hatten, mit der Eisenbahn von Gent nach Ostende zurückzuführen zu dürfen, wurde von Jenem bedeutet, daß sie sofort verhaftet werden, wenn sie ihr Schiff verlassen. Die Fischer sind nämlich bei ihrem Engagement verpflichtet, einen Vertrag von 6 Monaten Dauer zu unterzeichnen, während welcher keine Unterbrechung des Dienstes gestattet ist, insofern der Abder sie

jederzeit entlassen kann. Ja sie sind sogar gehalten, den Verlust von Regen und Fischgeräthen, die durch Orkanes Gewalt weggerissen werden, zum Theile zu ersetzen. Die Aufdeckung dieser schreienden Ungerechtigkeiten und Mißbräuche hat hier allenthalben Aufsehen erregt.

Brüssel, 26. Dezember. Ueber einen eigenthümlichen Versuch einer Jolldegradation wird der „Voss. Btg.“ folgendes geschrieben: „Ein Bürger der Stadt Courtrai, einer belgischen Fabrikstadt der belgisch-französischen Grenze, hatte einen Wagon zur Beförderung einer Leiche nach der benachbarten französischen Fabrikstadt Tourcoing von der belgischen Bahnverwaltung sich geben lassen. Der wohl versiegelte Sarg wurde hineingestellt; er selbst fuhr als Begleiter des Sargs mit nach Tourcoing. An der Grenze forderten die Zollbeamten den Todtenschein; da der Belgier keinen vorweisen konnte, so forderten die Beamten die Öffnung des Sarges. Entrüftet wies der Belgier eine so unerhörte Schändung eines Verstorbenden, diese Verletzung der Bestattung ab, aber die Zollbeamten bestanden darauf, die Leiche zu sehen. Der Sarg wurde geöffnet, er enthielt 70 Kilo Tabak, die 1200 Francs Joll kosten. Der Belgier wurde sofort verhaftet, Sarg und Tabak mit Beschlagnahme belegt, die „Leiche“ wird ihm theuer zu stehen kommen.“

Lissabon, 24. Dezember. Ueber den in unserer letzten Nummer bereits kurz gemeldeten Zusammenstoß zweier Dampfschiffe melden Telegramme des „Reuter'schen Bureau“ folgendes: Der Zusammenstoß zwischen dem britischen Panzerschiffe „Sultan“ und dem Dampfer „Bille de Victoria“ scheint nach den darüber vorliegenden Berichten heute Morgen um 5 Uhr stattgefunden zu haben. Der Dampfer hatte zur Zeit 60 Personen an Bord und sollte heute nach Brasilien abgehen. Es heißt, daß der „Sultan“ in zu großer Nähe der „Bille de Victoria“ vor Anker gegangen war und daß, als ersterer mit der Fluth herum-schwankte, sein Schnabel in die Seite des Dampfers eindrang. Der „Sultan“ wurde durch den Zusammenstoß ebenfalls beschädigt. Der Kapitän des Kriegsschiffes räumt ein, daß der Zusammenstoß dem Umstande zuzuschreiben sei, daß sein Schiff sich von seinem Ankerplatz losgerissen hatte. Die „Bille de Victoria“ sank zehn Minuten nach dem Zusammenstoß und der „Sultan“ wurde von der Strömung abwärts getrieben, wobei er den Dampfer „Richmond“ anfiel, der etwas beschädigt wurde. Der Kapitän der „Bille de Victoria“ ging mit seinem Schiffe unter, es wurden indeß acht andere Personen durch Boote des englischen Dampfers „Toronto“ gerettet. Die Mannschaft der „Bille de Victoria“ zählte 43 Personen, von denen 23 gerettet wurden, und von den an Bord befindlichen 20 Passagieren wurden 10 ebenfalls gerettet. Fast alle die Geretteten erreichten das Gestade durch Schwimmen. Der größere Theil der Ladung der „Bille de Victoria“ ist zu Grunde gegangen. Drei zum englischen Kanalgewässer gehörige Boote wurden unverzüglich abgeschickt, aber sie vermochten nur wenige der Ueberlebenden zu retten. Leichen und Trümmer des gesunkenen Dampfers werden an die Tafel geschwemmt. Die „Bille de Victoria“ war ein Schraubendampfer von 1615 Tonnen Tragkraft und wurde 1882 in Sunderland gebaut. Sie war von Havre nach Santos unterwegs. — Noch ein anderer Unfall geschah an demselben Tage. Das Panzerschiff „Minotaur“, Flaggschiff des Kanalgewässers, schleifte seine Anker und stieß gegen den Stern des Turmschiffes „Monarch“, wodurch dieses Schiff arg beschädigt wurde; doch fand kein Lebensverlust statt.

London, 24. Dezember. In dem großen Lewis'schen Bazar in Liverpool, wo man alles Mögliche kaufen konnte, brach vergangene Nacht ein Feuer aus, welches in wenigen Stunden den ganzen Häuserblock in Asche legte. Von einer Menagerie, die als Anziehungskraft für die Weihnachtszeit in dem Etablissement aufgestellt war, ist kein einziges Thier am Leben geblieben. Der durch den Brand verursachte Schaden wird auf 200 000—400 000 Pfst. geschätzt. — Ein anderer Feuer zerstörte zum großen Theil die Spinnerei von W. Almond u. Co. in Blackburn, wodurch ein Schaden von circa 10 000 Pfst. entstand und etwa 600 Arbeiter beschäftigungslos geworden sind. Endlich wurden die Sägemühlen der Herren Allingworth u. Ingram in Leeds gleichfalls in der vergangenen Nacht ähnlich eingeeiselt. Der Verlust wird auf 15 000 Pfst. veranschlagt.

Vermischtes.

Ueber die Fruchtbarkeit und die inneren Wanderungen der Bevölkerung Preussens giebt eine Mittheilung der „Stat. Corr.“ Aufschlüsse, welche durch die letzte Volkszählung gewonnen sind. Es wird nämlich die Zahl der Einwohner Preussens, die in den einzelnen Provinzen geboren sind, derselben gegenüber gestellt, welche die in der Geburtsprovinz am Zählungstage Anwesenden bezeichnen. Hierbei hat sich ergeben, daß von den in der betreffenden Provinz Gebürtigen in dieser noch anwesend waren in Schleswig-Holstein 98,0 pCt., in Hohenlohen 97,8, in Rheinland 96,7, in Hannover 95,6, in Ostpreußen 94,8, in Hessen-Nassau 92,4, in Westfalen 92,1, in Ostpreußen 91,2, in Sachsen 91,0, in Westpreußen 88,0, in Posen 87,8, in Pommern 87,4, in Berlin 85,1 und in Brandenburg 83,2 pCt. Ein erheblicher Theil der Brandenburgischen, welche weggezogen sind, ist jedoch, wie ausdrücklich hervorzuheben werden muß, in Berlin geblieben. Die ermittelten Zahlen können auf Zuverlässigkeit um so mehr Anspruch machen, als ihre Erhebung im Winter nicht lange vor Weihnachten erfolgte, als in einer Zeit, in der vorübergehende Veränderungen in der Wohnung, dem Arbeits- oder Dienstverhältnis seltener als in anderen Jahreszeiten stattfinden.

Verunglückte Todesarten. Die deutsche Sprache hat, so schreibt man der „L. R.“, eine solche Mannigfaltigkeit in ihrer Ausdrucksweise, daß sie es Jedem ermöglicht, den Tod der Lebensart entsprechend zu bezeichnen. So z. B. erlebte der Förber, dem Jäger entfiel die Seele, der Schlosser schließt die Augen, der Pfarer segnet das Zeitliche, der Botaniker beißt ins Gras, dem Uhrmacher läuft die Lebenszeit ab, dem Thürmer schlägt die letzte Stunde, der Musikant pfeift auf dem letzten Loch, in die Grube fährt der Bergmann, der Buchhalter schließt das Leben ab, der Bankier wechselt das Zeitliche mit dem Ewigigen, dem Kaufmann sinkt die Lebenswaage, dem Glaser bricht das Auge, der Briefträger beendet die Laufbahn, dem Trompeter geht der Athem aus, der Wirthshausbesitzer geht endlich heim, der Schieferdecker ist abgerutscht, zu Asche wird der Kohlenbrenner, der Lebensfaden reißt dem Schneider, den Geist giebt auf der Brantweinbrenner, zur Reize geht das Leben dem Wirth, die irdische Hülle streift ab der Schinder oder Abdecker, das Todesloos bekommt der Lottereeinnehmer, der Rauscher ist abgehauen, dem Lampenputzer erlischt das Leben, die Wochfrau hat ausgerungen, den Lauf vollendet der Büchsenmacher, der Chemiker ist aus dem Leben geschieden, der Straßenschreiber ist abgetragen, der Nachtwächter hat sich zur Ruhe gelegt und der Beitztragschreiber endlich hat seinen Geist ausgehaucht.

Eine der seltsamsten Familien der Säugethiere waren die Dinoceraten (Schreckhörner), deren Kenntniß wir hauptsächlich den Untersuchungen des berühmten amerikanischen Paläontologen D. C. Marsh verdanken. Diese Thiere erreichten theilweise die Größe eines Elephanten; auch waren Rumpf und Beine elephantenartig gestaltet. Das Markwürdigste an ihnen war der Kopf, welcher nicht weniger als drei Paar Hörner besaß. Eins derselben, das größte, stand oben auf dem Schädel, das zweite kleinere befand sich über den Augen, das dritte und kleinste lag vorn auf der Schnauze. Die Hörner waren eigenthümlich geformt, nicht stielrund, sondern breit und zum Theil handförmig. Die Ueberreste dieser Thiere wurden bisher nur an einer einzigen Stelle der Erde gefunden, nämlich in

einer der ältesten Abtheilungen der Tertiarformation, dem sogenannten Cocän, angehörenden ausgefüllten Seebetten im Gebiete Wyoming. Vor Kurzem hat Professor Marsh von dieser interessanten Stelle eine Schilderung geliefert, aus welcher hier nach „Globus“ Einiges mitgetheilt sei: Die Dinoceraten scheinen in großer Menge nur an den Ufern eines Tropenflusses gelebt zu haben, welcher heute von den oberen Verzweigungen des Green River, eines Zuflusses des Kolorado, entwässert wird. Das Seebett ist noch und nach durch die von den angrenzenden Gebirgen herabgeschwemmten Ablagerungen ausgefüllt worden; sein Durchmesser beträgt gegen 100 englische Meilen. Während es zu seiner jetzigen Höhe (6000 bis 8000 Fuß über dem Meere) emporgehoben wurde, haben die hindurchströmenden Flüsse einen guten Theil der älteren Ablagerungen durch den Kolorado weggeführt, und so ist ein wild zerriffenes Gebiet entstanden mit wunderbar gestalteten, ausgefressenen Klippen, Spitzbergen und Säulen. Hier finden sich ungeheure Mengen von Thierknochen, und die der Dinoceraten fielen durch ihre Größe schon den ersten Besuchern auf. Marsh war der erste Forscher, welcher 1870 dieses gefährliche Gebiet betrat; er fand daselbst die Reste der interessantesten fossilen Säugethiersauna, die jemals beobachtet worden ist, darunter die Vorläufer unseres Pferdes, des Tapirs und des Schweines, welche für die Entwickelungslehre von hohem Wichtigkeit geworden sind; auch Verwandte der (seit fast ausschließlich auf Madagaskar lebenden) Halbaffenfamilie der Lemuriden, ferner Insektenfresser, Raubthiere, kleine Beuteltiere und die seltsame, ausgestorbene Ordnung der Allodonten, die keinerlei Verwandte mehr in der lebenden Welt hat. Der See scheint außerdem reich an Krokodilen, Schildkröten, Eidechsen und Fischen gewesen zu sein, und es muß ihn eine tropische Flora mit Palmen und Baumfarren umgeben haben.

Familienväter sonderbarer Art giebt es, nach dem „Tiroler Schulfreund“, im Brezengraben. Eine Petition um Aufhebung der obligatorischen Sommerschule lautet an: „Wir unterzeichneten Familienväter“ und unter den Unterzeichnern befindet sich auch ein katholischer Pfarrer. Das genannte Blatt bemerkt ironisch dazu: „Nun, daß der Herr Pfarrer Familienvater ist, müssen wir glauben, wenn er es mit eigener Hand schwarz auf weiß schreibt, glauben aber auch, daß sich der Herr Dekan im Bezirks- und die hochwürdigen Herren im Landes-Schulrath über ihren aufrichtigen Amtbruder geärgert haben werden.“ Ein anderer Unterzeichner, ein angesehener Mann, hat zwar Weib und Kind, aber seine Kinder sind seit Jahren der Schule entwichen und der gute Mann hätte seinem Namen nur den Charakter „Junkföppchen“ beifügen sollen. Daß unter den Unterzeichneten Familienvätern sich auch einige befinden, die demaltes weder Weib noch Kind haben, thut nichts; sie sind jung und geschick, werden schon mal was bekommen; sie haben als „Familienväter in Hoffnung“ unterschrieben. U. s. w.

Un glaublich, aber wahr! Am 11. d. wurde ein Eisenbahzug in der Nähe von Bellevue Station, Texas, von drei texanischen, mit Revolvern und Dolchen bewaffneten Räubern angehalten und zum Stillstand gebracht. Darauf beraubten die drei Kerle in aller Ruhe und Gemüthlichkeit die sämtlichen im Zuge befindlichen Reisenden, nachdem sie vorher das zur Personal geknebelt und gebunden hatten. Bis so weit wäre nun Alles recht schön und gut, denn dergleichen Beraubungen gehören in Texas nicht zu den Seltenheiten; das Un glaubliche bei der ganzen Geschichte ist nur, daß sich unter den Reisenden 40, schreibt vierzig, Männer befanden, welche sich den Räubern nicht zu widerlegen wußten.

Briefkasten der Redaktion.

Bei Anfragen bitten wir die Kassennummern-Bezeichnung beizubehalten, Briefe ohne Antwort wird nicht ertheilt.

Militär 1887. Wir empfehlen Ihnen, die Reklamation schon jetzt bei Ihrer ersten Bestellung einzureichen und zu begründen, wenn dies auch nicht schon jetzt unumgänglich nöthig ist.

E. R. Nach dem zur Anwendung gelangenden preussischen Recht verfährt die Forderung gegen den Bürgen in 30 Jahren von der Fälligkeit der Schuld an.

G. F. Die Kostenrechnung scheint in Ordnung zu sein; die doppelten Zustellungskosten erklären sich dadurch, daß sowohl der Zahlungsbefehl als auch der Vollstreckungsbefehl zugestellt werden mußten. Ob die Post- und Schreibgebühren richtig berechnet sind, entzieht sich unserer Kontrolle.

F. L. in D. Wenden Sie sich an Frau Schulz, Sorauerstraße 19.

Marktallien-Bericht von J. Sandmann, städtischem Verkauf-Vermittler, Berlin, den 28. Dezember 1886.

Geflügel: Wänsche, 8—10 Pf. schwere, 52—60 Pf., über 10 bis 15 Pf. 56—65 Pf., Ferkelgänse über 15 Pf. schwer, sehr rar und gut bezahlt, 63 Pf. und mehr per Pfund. Junge Enten 1,50—2,50, fette Enten 56—65 Pf. per Pfund, über 10 Pfund schwere fette Puten 70—85 Pf. per Pfund, Hühner 0,55 bis 0,80 und 1,20—1,70 M., Tauben 30 bis 40 Pf., Poularden 4,50—8 M. Mageres Geflügel schwer veräußert. Lebende Gänse zum Masten 2,00—3,00 M., lebende Enten 0,90—1,50 M. Auktion täglich im Bogen 4 um 6 Uhr Nachmittags.

Wild. Die Zufuhr war sehr knapp. Hasen erzielt die höchsten Preise. Hasen, ausgewaschen, ohne besondere Verpackung, auf Stangen von 10 Stück 4,00—4,25 per Stück, Kaninchen, ausgeweidet 55 bis 60 Pf. per Stück. Beim Versand von Hochwild sollen die 4 Beine zusammen geschnitten werden. Rehe ausgeweidet 1a (junge, feite, gut geschossene) 65—82 Pf., 1b (sehr starke und sehr fehlerhaft zerstückelte) 58—63 Pf. pr. Pfd. Rothbirsche, 1a 40—55, 1b 30—43, Damwild 1,50—70, 1a 38—50 Pf. pr. Pfund. Wildschwein 30 bis 50, kleine 50 bis 65 Pf. pr. Pfund. Fasanenbennen 3,00—3,50, Fasanenbähne 3,90—5,00 M., Krametsbügel 30—36 Pf. pr. Stück. Die Wildauktionen werden täglich im Bogen 4 um 6 Uhr Nachmittags abgehalten.

Gewürche und marinirte Fische. Engros-Auktion täglich um 5 Uhr Nachmittags im Bogen 4. Bratheringe per Maß 1,25—1,50, größere 2,50 M. Russische Sardinen 1,50—1,80 M. Peringsbüdlinge 0,80—1,50 per 100 St., Spalten 45—80 Pf. per Kiste. Rauchsalz 0,80—1 M. pr. Pfd. Boraxthe und Zufuhr noch sehr bedeutend.

Fische. Hechte 30—40 M. per Str. Karpfen 35—64 er 55—75 M., Bleie 20—21 M. pr. Str. Lebende Karpfen 0,80 bis 1,00 M.

Eier 3,20 M. pr. Schock. Butter. Frische feinste Tafelbutter 1c. 120—125, feine Tafelbutter 1. 110—118, II. 96—106 M. fehlerhafte 80—90, Landbutter I. 90—96, II. 70—85, Galizische und andere geringste Sorten 55—72 M. pr. 50 Ko.

Obst und Gemüse. Birnen 10—20 M., feinste Sorten 20—40 M., Äpfel 6,00—9,00 M., Tafeläpfel 10—20 M., feinste Sorten 20—35 M., Wallnüsse 20—30 M., geringe 12—15 M. pr. Zentner. Apfelsinen, Valencia 12—20 M., Feigen 20—40 M. pr. Zentner. Zitronen, Malaga 20—25 M. Böhmisches Backpflaumen 10—13 M.

Weißfleischige Speiseartsorten 3,00—3,60 pr. 100 Ko. Zwiebeln 4,00—6—8 M., Blumenkohl 30—40 M. pr. 100 St., Kohlraben 1,50—2,00 M. pr. Zentner.

Käse. Emmentaler 70—75, Schweizer I. 56—63, II. 50—55, III. 42—48, Quadrat-Backstein I. fett 20—25, II. 12—18 M., Limburger I. 28—32, II. 18—22, Rheinischer Holländer Käse 45—58 M., echter Holländer 60—65 M., Edamer I. 60—70, II. 56—58 M.